

Herbstlied.

Von

Victor Blüthgen.



Es kommt der Herbst gezogen,
 Der Sommer muß dahin.
 Dem rauhen Nord entflohen
 Die Stürme südwärts fliehn;
 Sie brausen ohne Säumen
 Durch's kahle Blachgefil'd,
 Sie rütteln an den Bäumen
 So frost'ig und so wild.

Es schmückten sich zum Reigen
 Die Blätter gelb und roth;
 Sie tanzen von den Zweigen,
 Sie tanzen in den Tod.
 Wie sich die Blümlein färben —
 Nicht Wuchs noch Schönheit frommt:
 Sie müssen alle sterben,
 Eh' daß der Winter kommt.

Die Stoppeln sehn mit Trauern
 Verschwundenen Aehren nach;
 Kaum mag ein Apfel lauern
 Noch unterm Blätterdach;

In Wald und Garten winket
 Kein Beerlein roth noch blau;
 Im dürr'n Grafe blinket
 Der Reif statt lich'tem Thau.

Das ist des Herbstes Regel:
 Die Welt wird kahl und nackt;
 Dafür erschallt der Schlägel
 Und munt'rer Dreschertact.
 In Scheuer, Faß und Keller
 Ruht Most und Obst und Mahd,
 Genug für Glas und Teller
 Und neue Hoffnungsfaat.

Ein Vöglein hör' ich singen,
 Das weiß mir süßen Trost;
 Es fliegt auf lichten Schwingen,
 Wohin kein Winter tost.
 Das grüßt vom Himmel nieder:
 „Ade, du Wiege mein,
 Ade — und keh'r' ich wieder,
 Wird's dennoch Frühling sein!“

Er hat seinen Engeln befohlen über dir.

Erzählung von E. von Sydow.

Original-zeichnungen von Julius Kleinmichel.



Dies und einförmig hingen die losen, riesen-
 haften Schneewolken vom Himmel herab.
 Nicht genug, daß sie der stummen Erde
 die letzten spärlichen Strahlen einer blassen
 Wintersonne entzogen; auch über den weit-
 gedehnten Osthorizont hatten sie sich in ungestalter
 Schwere gelagert. Fast sah es aus, als würden sie
 jeden Augenblick in schlaftrunkenem Taumel auf die
 unermessliche Schneefläche herabfallen, hinter welcher
 die See ihren wochenlangen Schlaf hielt. Denn
 länger als Wochen läßt sich die mächtige auch hier
 nicht fesseln; — dann dehnt und hebt sich ihr ge-
 waltiger Busen allsiegreich, und donnernd sprengt sie
 den glatten Panzer, der sie ehern umschürt hat,
 bis seine geborstenen Trümmer krachend ausein-

ander gehn und, allmählig dem Ufer zudrängend,
 sich zusammenschieben und zu todt'n Bergen aufstür-
 men, welche noch lange Zeit in starrer Ruhe gen
 Himmel ragen.

Aber jetzt harrete sie an den meisten Stellen
 noch schweigend in der Tiefe unter der ebenen, weiß-
 beschneiten Hülle, und der Anblick dieser weitaus-
 gestreckten, wie von blendendem Linnen bedeckten
 Riesenleiche erfüllte den Wanderer mit heimlichem
 Schauern.

Die eigentlichen Kältegrade mochten verhältniß-
 mäßig gering sein; doch wehte die Luft mit schnei-
 dender Schärfe von der weiten Schneefläche herüber.

Kein Ton war rings vernehmbar. Wie ver-
 steinert saßen einige Raben auf den weißen Dünen

und auf dem beschneiten Uferlande. Kein Laut kam aus ihren Kehlen: gleich finsternen Wächtern der todtten Natur saßen sie reihenweis da und ließen die schwarzen Köpfe und die langen schwarzen Schwänze mit gleichmäßiger Trauermiene herabhängen. —

Plötzlich wandte einer ihrer Flügelmäner den Kopf; dann stießen sie im Chor einen heiseren Schrei aus und flatterten schwerfällig davon; gleich darauf krächzten sie noch einmal und ließen sich weiter hinten in den Dünen wieder nieder.

Ein Knabe, der auf der Schulter ein langes Netz mit Nalen hängen hatte, mußte sie aufgeschreckt haben. — Er fror offenbar, denn sein dickes Gesicht war ganz blau angelauten; trotzdem ging er augenblicklich nicht sehr schnell, denn er sah, während er vorwärts schritt, bedächtig am Himmel umher.

Dann zog er den Schluß seiner Wetterbeobachtungen. „Ich werd' mich hüten und heut Abend wieder zurück gehn; — ich bleib bei mein Tanten!“ dachte er bei sich und fing an wieder schneller zu traben. Da hörte er hinter sich rufen. Er drehte sich um und sah ein kleines Mädchen, das athemlos hinter ihm drein kam.

„Ach, Junge, nimm mich doch mit!“ bat sie, als sie ihn eingeholt hatte.

Er schien gar nicht sehr verwundert über den Anblick des blassen, zarten Geschöpfchens zu sein und fragte nur halb pagig: „Wem gehörst du zu?“ — „Mein Vater ist Schullehrer in Kuhlwig und nicht von hier! — Wir wollen doch zusammengehn, dann ist man doch nicht so ganz allein! . . . Hu! frierst du gar nicht? — Hu . . . u!“

„Ne!“ sagte der Junge und warf einen Seitenblick auf die dürftige Jacke des Mädchens, als wollte er sagen: „Na, wenn dich friert, soll mich das nicht wundern!“

„Mich friert auch nicht,“ entgegnete das Mädchen auf das „Ne“ ihres Gefährten, — „nur manchmal ein Bißchen! — Dein Rock hält wohl recht warm?“ —

„Ja.“ —

Darauf gingen die Kinder eine lange Zeit schweigend nebeneinander. Der Sand und der ihn bedeckende Schnee sind hart gefroren und es knackt bei jedem Schritte, den sie thun. Das Mädchen sieht manchmal angstvoll nach dem Himmel und mit einer Art hastiger Scheu auf die Schneedecke der See; — und dann macht sie allemal schnell die Augen zu und läuft eine Strecke genau im Tacte mit dem Jungen fort.

Aber lange dauerte das nicht; denn wenn sie die Augen geschlossen hatte, hörte sie noch viel deut-

licher, wie es so unheimlich in den langen Telegraphenstangen heulte und so schrill in den Drähten rasselte, welche von einer Stange zur anderen laufen.

„Wo willst du eigentlich hin?“ fragte sie endlich den Knaben.

„Ich geh' nach Flansch; ich hab Nal zu verkaufen.“

„Das ist schön, da will ich auch hin! Aber morgen muß ich noch weiter! — Wann gehst du morgen zurück?“

„D — mor — rn früh, Glock achter, neun!“

„Ach, da bin ich noch lange nicht zu Ende mit meinen Sachen! — Sieh mal, ich verkaufe so was!“ und bei diesen Worten hob sie den Deckel des kleinen Körbchens, das sie am Arme trug, behutsam auf und ließ den Knaben in dasselbe hineinschn. Darauf blickte sie ihm prüfend in's Gesicht.

„Findest du die Schachteln eigentlich hübsch?“ fragte sie.

„Hübsch sind sie woll, man bloß nicht zu brauchen,“ antwortete der Knabe, nachdem er die Sache etwas bei sich erwogen hatte.

„Ja, ich fand sie früher auch hübsch,“ fing das Mädchen etwas kleinlaut wieder an, während sie die Schachteln zudeckte; „aber neulich hörte ich, wie Leute in der Stube sagten: Sie sind sehr häßlich; aber wir wollen sie doch nur nehmen! — Ich stand in der Küche und sie dachten nicht, daß ich es hören würde. — Seitdem schäm' ich mich sie zu verkaufen; und sonst war es mein Liebstes, damit umher zu gehn, wenn ich auch manchmal frieren mußte! — Es mag wohl wahr sein, daß sie nicht hübsch sind — die großen weißen Muscheln sind 'n Bißchen dick auf dem rothen Papier — aber so sehr häßlich sind sie doch auch nicht!“ und dabei blickte sie auf den Korb mit den verachteten Lieblingen herab, wie eine Mutter auf ein vorzugsweise häßliches Kind, das sie doppelt und dreifach liebt, weil Andere kalt an ihm vorüber gehn.

„Machst du die Dinger?“ fragte sie der Knabe.

„Nein, meine kranke Schwester, und wir sind sehr arm!“

„Aber dein Vater kriegt doch Geld, wenn er Lehrer is!“

„Ja, aber nicht viel; er kann ja sein Examen immer nicht machen! — Aber er ist doch nicht dumm! Meine Schwester sagte mal zu unserm Better: „Frits, Vater ist klüger, als alle die Andern, die's besser haben; — 's ist nur solche närrische Klugheit, deshalb kommt er nicht vorwärts.“ —

Der Junge sah die Kleine an, als zweifelte er an ihrem Verstande; dann sagte er nur verächtlich: „Dumm Zeug!“ —

Das Mädchen aber schüttelte den Kopf; „s wird doch wohl so sein,“ entgegnete sie leiser und zitterte vor Frost, worauf sie wieder schweigend nebeneinander hergingen.

„Weißt du schon, wo du die Nacht bleibst?“ fing das Mädchen nach einer Weile wieder an.

„Ja, bei mein Tanten!“

„Ich weiß es eigentlich noch nicht,“ flüsterte sie und drängte sich dichter an ihn heran, während das kleine blasse Gesichtchen, dessen kluge Augen halb lauend, halb flehend hinaussah, eine große Spannung ausdrückte.

„Ach,“ seufzte sie, „ich werde wohl ein Bißchen lange umherlaufen müssen, eh' mich Jemand nimmt!“ — „Aber,“ setzte sie dann mit gewisser Wichtigkeit hinzu, „ich darf ein Paar Groschen von dem Gelde nehmen, was ich einbekomme! Dafür werde ich schon unterkommen!“

„Du kannst ja mit nach mein Tanten kommen, die nimmt dich auch so; dann kannst du deine Paar Silbergroschen heil an Hause bringen!“

Die Kleine wurde ganz aufgeregt vor Freude; — dann sagte sie nachdenklich: „Mein Vater hat doch Recht — Vater hat immer Recht!“ — und nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: „Mutter sagt immer, die Welt wird jetzt schlechter, aber Vater sagt, daß es nicht wahr ist; — das kommt nur, weil ihr Bruder böse gegen sie war — denn es giebt immer noch gute Leute, die uns trösten.“ —

Der Junge „griente“ etwas von oben herab. „Trösten?“ fragte er und sah das kleine wunderliche Mädchen fast mitleidig an. — Diese stand gerade einen Augenblick still und bemühte sich, den Schnee von ihren Stiefeln zu kratzen, denn sie fühlte, wie seine Rässe ihr eisig durch das Leder schlug; dann blickte sie den Jungen ernsthaft an und sagte ohne sich zu besinnen: „Ja doch, trösten, — Alles, was uns weh thut, wieder gut machen!“ —

Indessen war es immer dunkler am Himmel geworden.

„Ich glaube, die Wolken fallen am Ende auf uns herab!“ sagte das Mädchen und schauerte leise zusammen. „Hu! wolln wir nicht schneller gehn? Ich kann noch fixer!“

„Na, komm man,“ meinte ihr Begleiter; „nu müssen wir anders um!“ und er wandte sich, um den Weg mit seiner Gefährtin schräg durch die Dünen fortzusetzen. —

Das Mädchen sah sich noch einmal behutsam um. „Morgen Abend,“ sagte sie, „ist es schon ganz dunkel, wenn ich nach Hause gehe! — Du, wenn ich nu' hier todt friere, wie im vorigen Win-

ter Schröder's Johann, willst du dann zu meiner Mutter gehn und sagen, ich könnte nichts dafür; ich hätte mich so gesputet!? — Du mußt sie trösten, denn ich bin dann todt und kann es nicht!“

Der Junge lachte wieder so unverhohlen, daß die Kleine ihre großen Augen niederschlug und sich verlegen die ausgewachsenen Handschuhe über die erfrorenen Händchen zog.

„Du brauchst ja man immer eben zu zu gehn, denn wirst du woll richtig an Hause kommen!“ sagte er und lud sich sein Netz auf die andere Schulter. —

In demselben Augenblick flog ein Rabe schreiend vor den Kindern in die Höhe. Die Kleine schrak wieder zusammen.

„Er hat seinen Engeln befohlen über dir!“ murmelte sie ganz, ganz leise; denn laut mochte sie nichts mehr sagen, der Junge hätte sie wieder auslachen können.

Jetzt aber war die Düne überschritten und es ging ungefähr fünf Minuten lang vorwärts. Zwar riß der Sturm, der im Rücken der Kinder blies, die Kleider des Mädchens übel hin und her und fuhr mit eisiger Schärfe in den unbedeckten Nacken des Jungen, daß ihm die Kälte unter seinem warmen Rock bis tief auf den bloßen Rücken hinabschauerte. Aber der Junge war an Wind und Wetter gewöhnt und das Mädchen fühlte ihr kleines Herz von einer gewaltigen Angst befreit, seit sie den Landweg eingeschlagen hatten und die Schrecken der unheimlichen See ihnen mit jedem Schritte ferner rückten. — Trotzdem war es zu unbehaglich zu einem Gespräch, und jedes der Kinder hing seinen eigenartigen Gedanken nach, obgleich es die Gegenwart des anderen unwillkürlich angenehm empfand.

Das Mädchen mußte an die Seinen denken, welche gewiß gerade Licht angesteckt hatten. — „Ob unser Friedchen wohl schon in Flansch ist?“ hörte sie den Vater so deutlich sagen, als säße sie neben ihm. „Gott weiß, wo sich das arme Ding umhertreibt,“ erwiderte die Mutter und die kranke Schwester seufzte, legte ihr Nähzeug bei Seite und streichelte den krummen Rücken der großen grauen Hauskaze.

Die Gedanken des Jungen waren unterdessen nach Flansch vorausgeilkt, woselbst er sich die dampfende Suppenschüssel und den gebratenen Speck auf dem Tisch der „reichen“ Tante vorstellte; und er rechnete sich aus, daß sie noch gerade zur „Nachtkost“ auf dem Hofe ankommen würden.

Aber er dachte nicht nur an sich; — er dachte auch an die kleine Lehrertochter, die gewiß selten satt zu essen bekam und vor heimlicher Freude über

den vollen Tisch gar nicht wissen würde, was sie sagen sollte.

Plötzlich jedoch verließen ihn diese behaglichen Vorstellungen, denn er bemerkte, daß die Kleine nicht mehr mit ihm Schritt hielt. Er drehte sich um und sah, daß sie hinter ihm still stand. „Nu?“ fragte er verwundert.

„Es schneit,“ antwortete sie schon.

„Das thut nix — komm!“ —

„Nein, es thut auch nichts,“ sagte sie muthig, preßte aber ihr Körbchen vor heimlicher Angst fester an sich; — dann ging sie mit ihm weiter.

Aber die Schneeflocken wurden dichter und dichter und des Mädchens Blicke wurden immer furchtsamer. Noch war es still in der Luft; aber es war die Stille vor dem Sturm. — Die Kinder sprachen kein Wort; nur, als die bisher dicht und gleichmäßig herabgefallenen Flocken anfangen wild umher zu wirbeln und die Luft schon von aus der Ferne herüberdringenden, verworrenen Tönen schwirrete, flüsterte das Mädchen dem Knaben zu: „Mir wird bange.“ — Doch das Flüstern erstarb ihr fast auf den Lippen und der Junge hatte es auch nicht mehr gehört, so übermächtig brüllte plötzlich der Sturm. Es hörte sich an, als käme er keuchend von der See heraufgejagt.

„O, Gott!“ klagte sie; nahm ihr Körbchen an den linken Arm und ergriff hastig mit der Rechten den Rockärmel des Knaben, denn es überkam sie ein nie gefühltes Grauen.

Der Junge jedoch blieb noch ganz kaltblütig: er hatte sich schon oft durch Sturm und Schneegestöber hindurchschlagen müssen und war bis heute immer glücklich an das Ziel gekommen; warum sollte er sich fürchten? Obenein kannte er den Weg nach Flansch so genau, daß es ihm unmöglich schien denselben zu verlieren. Erst allmählig wurden auch seine Schritte unsicher, und als er plötzlich bemerkte, daß er die Landstraße verlassen hatte und mit der Kleinen auf den angrenzenden Sturzacker gerathen war, stand er einen Augenblick still, als wollte er sich besinnen, wo der Weg zu finden sei. Aber Alles um ihn her war bereits verschneit. Himmel und Erde ließen sich nicht mehr von einander unterscheiden und seine Sinne verwirrten sich einen Augenblick bis zum Schwindel; es war ihm, als tanzte die Erde mit ihnen im Kreise, sein ruhiges Auge wurde unstät und seine Brust begann schwer zu arbeiten.

Das ängstlich aufpassende Mädchen bemerkte die Unsicherheit ihres Führers und biß vor Furcht die Zähne auf die Lippen. — Aber weiter ging

es! — weiter durch dämmernde Finsterniß und wirbelnden Schnee; — denn der Knabe riß das Mädchen ohne Zaudern mit sich fort; er wußte, daß sie jeden Augenblick in eine jener tiefen Lehmgruben stürzen konnten, welche sich die Leute hier und dort auf den Feldern hielten; aber er wußte auch, daß sie das Aeußerste wagen mußten, um Flansch zu erreichen, ehe die Nacht hereinbrach; denn eine Nacht im Freien konnte ihr Tod sein! —

Weiter, weiter also, bevor sie vor Frost erstarrten würden! —

Aber das Unwetter gönnte ihnen oft keinen Fuß breit Erde; der Sturm stieß sie bald hierhin, bald dorthin; der Schnee unter ihren Füßen ballte sich immer fester zusammen und die Kälte schlug ihnen immer eisiger in das Gesicht. Manchmal vergingen ihnen auf Secunden alle Gedanken und sie bewegten sich in dumpfer Starrheit fort, jeden Schritt von den rasenden Winden erkämpfend. —

Unterdessen war es vollständig Abend geworden und die Nacht rückte heran. — Ja, die Nacht — die grauensvolle Nacht — und die Kinder hatten sich verirrt. — — — — —

Da! was ist das? — das ist keine Lehmgrube, die sich an ihrer Seite aufthut! — das war ein Schrecken anderer Art! Ihre Füße stoßen an eine hohe, sich vor ihnen anthürmende Masse. Das Mädchen prallt zurück; sie hat die Hand ihres Begleiters fahren lassen. „Mein Korb!“ jammert sie laut, denn in demselben Augenblick, als sie die Hand des Jungen verloren hat, ist ihr auch das Körbchen vom Sturm entrisßen worden; — das Körbchen mit den mühsam gearbeiteten Schachteln, in welchem zu unterst der kleine Beutel mit den gewonnenen Groschen lag! —

Und doch war es gut so: der Schreck über den großen Verlust regte das Herz der armen Kleinen ungestüm auf: heiß und ängstlich strömte das Blut in ihre schon fast erstarrten Glieder zurück, daß sie für den Augenblick neues Leben empfing. „Mein Korb!“ „Mein Korb!“ jammerte sie wieder und wieder; aber Niemand antwortete ihr.

Erst jetzt fiel es ihr ein, daß sie den Jungen verloren hatte; — sie wagte nicht mehr zu schreien — sie wagte weder Fuß noch Hand zu rühren und der Sturm riß ihre widerstandslose Gestalt zu Boden.

„Wo bist du?“ schrie der Junge aus Leibeskräften, denn er kannte den Namen des Mädchens nicht. Doch auch seine wiederholten Rufe wurden wie ein Hauch von den rasenden Lüften verschlungen.

Da tappte er mit Händen und Füßen in der

Dunkelheit umher; und als er das Mädchen gefunden hatte, riß er sie schweigend vom Boden auf und mit sich fort. — Er wußte jetzt, daß sie das Feld verlassen hatten und wieder in den Dünen angekommen waren, und sein einziger Gedanke war: „Rückwärts auf Land!“

Der Wind war am Nachmittag von der See her gekommen, also mußten sie jetzt mit dem Winde laufen oder vielmehr, sich vom Sturm treiben lassen. — Vorwärts also! Vorwärts! —

Willenlos folgte die Kleine dem Knaben.

So ging es eine Weile. Aber, wie nun? Neue Dünenhügel breiteten sich um sie her! Der Junge wendet sich rechts und stößt an eine Düne; — er wendet sich links und wieder hemmt ihn ein Dünenhügel. —

Ist denn der Wind umgesprungen? Nein! aber wer will an diesem Abend sagen, von wo er weht, da sich die Luft in wirbelnden Kreisen umherdreht!

Der junge Küstenbewohner sagt sich, daß es mit seiner Ueberlegung zu Ende ist. „Dann hilft das nich!“ denkt er und steuert wieder auf's Gerathewohl mit dem Mädchen in die Nacht hinein; denn wenn sie hier stehen blieben, mußten sie erfrieren, wie Schröder's Johann, den im vergangenen Winter das Unwetter unterwegs überraschte und den man der Morgens todt im Schnee fand.

Aber immer schwerer und schwerer wurde die Kleine an des Jungen Hand; — ihre Schritte waren so ohnmächtig, daß er das Kind nur noch nach sich zog. Da warf er schnell entschlossen das Kalnetz von der Schulter: — der Sturm riß ihm die Mütze vom Kopf und jagte sie hinterdrein; — aber er achtete es nicht: als verstände es sich von selbst, hob er das Mädchen vom Boden auf und trug sie in seinen Armen weiter, sie war ja ein zartes Dingelchen und er hatte schon ganz andere Lasten getragen, — aber, als sie jetzt die steifen Armechen mit letzter Kraft um seinen Nacken legte und ihren Kopf gegen seine Wacke fallen ließ, kam sie ihm centnerschwer vor und keuchend trug er sie vorwärts.

„Halt dich fest!“ wollte er noch sagen, aber wirbelnder Schnee fuhr ihm in's Gesicht und über das unbedeckte Haupt hin; und dennoch verlor er den Muth nicht. — —

Plötzlich aber — der Junge stutzt — es wird so glatt unter seinen Füßen, wie gefrorenes Wasser, das der Sturm blank gefegt hat. Er ermannte sich und thut noch hastig einige Schritte vorwärts; da thürmt es sich manns hoch vor ihm auf: und das — das sind keine Dünen — das sind die Eiszshollen der See, die schon seit acht Tagen hier und da aufgeschichtet liegen, wie der Knabe gehört hat! —

Zum ersten Mal erbebt er jetzt in tiefstem Ent-

setzen und seine Augen suchen irrend die Nacht zu durchbrechen. Aber es ist unmöglich — er sieht nichts — er hört nur eine grause Fülle neuer Töne. Hier ächzt und stöhnt es! Das ist die Decke des Meeres! — Dort knackt und dröhnt etwas! Das sind die Eisberge, die, zusammenstürzend, die Kinder unter sich begraben können! — Und dort! dort zischt und brüllt es und fährt bald rechts und bald links und bald vorwärts — das, das sind die Wogen, die schäumenden Wogen der See! Der Sturm hat

irgendwo das Eis aufgerissen und nun kommen sie wüthend aus der Ferne heran.

Der Junge steht wie erstarrt; es ist ihm gewiß, daß er in unbekannter Gegend am Rande — nein! nicht mehr am Rande! einige Schritte weit auf der See selber steht! — und ein einziger Schritt, den er thäte, wäre vielleicht sein und des Mädchens Untergang. —

Indessen hat die Kleine so theilnahmlos in seinen Armen geruht, daß er sie manchmal ganz vergaß und nur noch unbewußt an seiner Brust hielt.

Wie lange der vereinsamte Knabe so stand, er hat es nicht gewußt und die Zeit mag ihm doppelt so lang erschienen sein, als sie war.

Plötzlich sah er sich verwundert um. Hatte er seine Besinnung nicht mehr, oder wurde es wirklich heller um ihn und über ihm? — —



Ja, es wurde heller; er hatte Recht; es hörte auf zu schnein! — Durch die noch eben undurchdringliche Finsterniß zu seinen Füßen dämmerte es jetzt weiß herauf und die Luft wurde immer dünner und reiner.

Und wenn auch der brüllende Sturm nicht nachließ, er vermochte den Knaben jetzt nicht mehr zu schrecken; das Heulen der Lüfte klang ihm vielmehr wie lauter Muth und Fröhlichkeit an das Ohr.

Jetzt sah er das Ufer deutlich und wagte daher die See zu verlassen; behutsam wandte er sich mit dem Mädchen um; — und nun — nun lag die See mit den zerklüfteten Eisschollen hinter ihm und vor ihm eine glatte Fläche: das Ufer. —

Sobald er das Land betrat, sah er noch einmal hochaufathmend rückwärts. „Der Schnee treibt nach Osten über's Wasser — der Wind geht um; ich und die Dirn haben ihn nu von vorn!“ rechnete er sich, schnell gefaßt, aus. „Abers,“ setzte er kleinlaut hinzu, „wenn ich man wissen thät, wo Flansch liegt!“ denn er fühlte wohl, daß es die höchste Zeit für ihn und seinen Schützling wurde das Dorf zu erreichen. Seit die Aufregung seine Muskeln nicht mehr anspannte, wurden seine Arme von Secunde zu Secunde lahmer und er konnte die Kleine kaum noch halten; und niedersetzen wollte er sie auch nicht, da ihr Köpfchen wie ohnmächtig an seiner Schulter lag.

Hastig schüttelte er deshalb das verschneite Gesicht hin und her und wischte sich die Augen mit dem Rockärmel aus, um besser in die Runde spähen zu können. Lange war es wieder vergeblich. Endlich jedoch erblickte er am Horizont matt schimmernde Lichter.

Der hartnervige Knabe zuckte zusammen, so packte ihn die Freude. „Da!“ raunte er dem Mädchen fast athemlos zu und zeigte in die Ferne; doch als sie sich auch jetzt nicht rührte, wurde ihm plötzlich ganz unheimlich zu Muth. Er fühlte sie an und ihre Glieder erschienen ihm starr wie Eis.

„Wenn sie erfroren ist!“ dachte er und riß vor Schrecken die Augen weit auf, um sie genau zu betrachten; aber er konnte in der Dunkelheit kaum den Umriß ihres kleinen Gesichts festhalten. Doch fühlte er gleich darauf den warmen Hauch ihres Athems an seiner Backe und ohne sich noch einen Augenblick länger zu befinden, setzte er sie nieder. Mit der einen Hand hielt er sie aufrecht, mit der anderen griff er vor sich in den Schnee. So steif seine eigenen Finger auch waren, gelang es ihm dennoch, den Schnee zu fassen; und als er ihn gefaßt hatte, begann er, die Backen und Stirn des

Mädchens damit zu reiben. „So wird das nicht genug!“ dachte er, riß ihr die Handschuhe von den Fingern und rieb ihr auch die kleinen erstarrten Hände, während ihm selbst heiß vor Angst wurde.

Und wirklich! die Kleine wachte aus ihrer Betäubung auf. — „Junge, wo bist du?“ rief sie, sich fest an ihn klammernd.

„Komm, da sind sie!“ erwiderte der Junge und zeigte mit ausgestrecktem Arm nach dem Horizont.

Der Sturm holte eben Athem; und so hatte das Mädchen auch die Worte ihres Beschützers gehört.

„Wer?“ fragte sie.

„Die Lichter von Flansch! komm!“

Aber diesmal waren ihr die Laute entgangen.

„Wer?“ fragte sie noch einmal und drängte sich näher zu ihm. — „Die Lichter von Flansch!“ schrie der Junge zurück und fühlte in demselben Augenblick, wie das Mädchen zitterte, denn sie stand dicht an ihn gelehnt.

„Er hat seinen Engeln befohlen über dir!“ raunte sie unmittelbar an seinem Ohr — und fürchtete nicht, wie am Nachmittag, daß er sie auslachen würde. Er that es auch nicht; er sagte nur noch einmal: „Komm!“ und nahm sie hastig an der Hand; dann gingen sie muthig mit einander in die Nacht hinein, die Lichter von Flansch wie Hoffnungsterne im Auge haltend; und der große, tapfere Junge fühlte sich unbewußt von dem furchtsamen kleinen Mädchen gedemüthigt, denn er hatte in allen den Schrecken und in all' der Freude noch nicht an den rettenden Gott und an seine Engel gedacht. —

Capitel II.

Es war elf Uhr Abends vorbei und die große Wohnstube beim Bauer Abshagen wurde von behaglichem Tabakrauch erfüllt.

Der Bauer selbst saß mit der langen Pfeife im Munde auf dem Sopha und las in einem plattdeutschen Buche; und vor ihm am Tisch saß die Frau, eine wollene Unterziehhjacke von riesigem Umfang strickend. Ihre Finger waren schon etwas gichtisch, weßhalb ihr das Werk nur langsam von der Hand ging. Aber, wie man sah, strickte sie mit ganzer Anstrengung, denn die Röthe der Arbeit war ihr in das feine, etwas blasse Gesicht getreten.

Plötzlich blickte sie verwundert auf; ihr Mann, der bisher so emsig las, daß er den ganzen Abend kaum ein Wort mit ihr gesprochen hatte, räusperte sich laut und schob das Buch nachdrücklich bei Seite.

„Ne,“ sagte er mit einem tiefen Brustton, und seine schwarzen, buschigen Augenbrauen stießen über der Nase zusammen, so wunderbarlich zog er die Stirn in Falten.

„Was — ne?“ fragte die Frau gelassen weiter.

„Das Buch taugt nix — oder doch: das taugt man zu viel! ein wird ganz weich dabei, Olsch!“ erwiderte der Bauer, stützte den Kopf in die Hände und richtete die scharfen Augen gedankenvoll nach dem Fenster, ohne zu beachten, wie dessen Scheiben im Sturme klirrten.

Nach einer Weile nahm die Frau das Gespräch wieder auf. „Du fährst ja nicht mehr zur See, Christopher,“ sprach sie, „du kannst immer weich sein!“

„So? meinst du? Gott soll mich bewahren!“

„Weich ist besser als hart,“ entgegnete sie sanft.

„Ha, ha!“ lachte der Bauer; „sieh, Olsch, was du klug bist!“ und nahm bei diesen Worten das Buch, in welchem er gelesen hatte, wieder vor, während seine Frau ernst lächelnd in den Schooß sah, die Finger mit erneuertem Fleiß rührte und sich freute, daß ihr Mann, der erste Schulpatron des Orts, über dem Buche seine Sorgen wegen der Neubesehung einer Flanscher Lehrerstelle zu vergessen schien.

Erst nach einer guten viertel Stunde blickte die Bäuerin abermals auf; und diesmal ließ sie ihre Arbeit herabgleiten und war viel erstaunter, als das erste Mal. „Lachst du, oder klopft das?“ fragte sie.

Aber der Alte antwortete nicht; er schüttelte sich nur vor Lachen und wischte sich mit der flachen Hand die Thränen ab, welche ihm über die Backen liefen.

Mitten im Lachen jedoch horchte er jetzt auch auf. „Das klopft doch — das klopft auf der Diele,“ sprach die Frau nachdenklich. Und der Bauer, welcher sich jetzt gesammelt hatte, meinte ebenfalls: „Ja, das klopft,“ und setzte noch hinzu: „Geh man hin und mach' auf!“ worauf die Frau, welche es gewohnt war ihrem Manne zu dienen, gehorsam aufstand und das Zimmer verließ.

Der Alte, der nun doch einmal im Lesen gestört worden war, horchte ihr nach: er hörte, wie die schwere Hausthüre in den Angeln knarrte und gleich darauf vernahm er einige unzweideutige Ausrufe des Schreckens und Erstaunens. Er wurde aufmerksamer, ohne jedoch im geringsten seine Stellung zu verändern, — und bald unterschied er eine ihm sehr wohlbekannte Knabenstimme.

„Corl — ihr Schwestersohn,“ sagte er bei sich selbst, und als sich einen Augenblick später die Stu-

benthür öffnete, brach er in die Worte aus: „Na, Jung', du bist 'n Jakerment'schen Kerl! — bei dies Unwetter! — Du bringst woll den Kal? — Nix?“ —

„Ne,“ sagte Corl, der als erster das Zimmer betreten hatte, und schüttelte ehrbar mit dem Kopfe; „für diesmal is er ausgekniffen.“

„Was? — keinen Kal? — Jung', du bist keine Piep Tobak werth!“

Diesmal blieb der Junge die Antwort schuldig. „Guten Abend, Onkel!“ sagte er nur, reichte dem Alten die eiskalte Hand und stampfte mit den durchnässten, noch theilweise von Schnee starrenden Stiefeln durch die stets ängstlich sauber gehaltene Stube seiner Tante, bis er den Ofen erreicht hatte. Hier faßte er nach der Art der Alten breit Posto und wärmte sich Hände und Rücken.

„Lieber Gott! Lieber Gott!“ sagte unterdessen Frau Abshagen und bückte sich zu dem kleinen Mädchen nieder, das sie an der Hand hielt.

„Na nu?“ fragte der Bauer verwundert, als er das fremde Kind bemerkte.

Die Bäuerin aber achtete gar nicht auf die Frage des Mannes; mit ängstlicher Steifigkeit, die nicht allein von der Gicht herrühren konnte, sondern die nebenbei auch ahnen ließ, daß diese Frau es nie gewohnt gewesen war mit Kindern umzugehn, nahm sie der Kleinen das triefende Käppchen ab und zog ihr die sturmzerfetzte Jacke von den Schultern.

Abshagen wandte sich nun, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, aber mit einem unverkennbaren Blick der Herausforderung an den Knaben.

„Ich traf sie!“ sagte dieser zur Erklärung, und der Alte erwiderte nichts, als: „So!“ und schien vorläufig seine Wißbegierde durchaus befriedigt zu haben.

Hierauf drückte sich Corl noch dichter an den Ofen und sah mit einer Art schläfriger Neugier zu, wie die Tante um das Mädchen beschäftigt war.

„Hast du Hunger?“ redete ihn der Onkel nach einigen Sekunden wieder an.

„Ne!“ und es war wahr, der Appetit war dem eßlustigen Burschen vergangen; er empfand nichts als Frost und eine bleierne Müdigkeit.

„Denn marsch zu Bett; dein Bett is noch von lehter aufgemacht,“ sagte der Alte. „Mutter, gib ihm eins von meinen alten Hemdyn.“ „Was Tausend! wem gehört denn die Dirne?“ unterbrach er sich ärgerlich, als seine Frau, welche jetzt mit aufgeregter Miene an der Erde kniete, um dem Mädchen die nassen Kleider zu lösen, nicht gleich eilte das Gewünschte zu holen.

Aber kaum hatte der Bauer den Ausruf ge-

than, als ihn ein so flehender Blick des Kindes traf, daß er wie zur Abwehr kurz und laut aufhustete. Es war das erste Mal, daß die gebrechliche Gestalt der kleinen Fremden die Augen zu ihm aufgeschlagen, und eben so schnell, wie sie empor geblickt hatte, blickte sie jetzt auch wieder nieder, indem sie die Lider wie in Furcht schloß und sich bebend an die freundliche Frau drängte, welche mit ihr beschäftigt war.

Diese kehrte sich mit dem Ausdruck sanfter Beschwichigung dem Manne zu. „Ja, Christopher. — Erst bring' ich aber die kleine Dirn' zu Bett,“ sagte sie, hob die Kleine mit einem tiefen Athemzug in die Höhe und trug sie auf ihren Armen hinaus.

Nachdenklich schaute der Bauer vor sich nieder auf den Tisch. Allerlei regte und bewegte sich in ihm. Seit das Mädchen ihn so flehend angeblickt hatte, war eine merkwürdige alte Erinnerung in ihm aufgewacht und dröhnte mit festen Hammerschlägen an seine harte Brust.

„Geh' zu Bett!“ sagte er noch einmal zu dem Jungen; — eigentlich nur, um etwas zu sagen. — „Wart! ich will dir 'n Schnaps geben!“ — setzte er noch hinzu, holte die Flasche aus dem Wandschrank und schenkte ein, worauf der Junge eilig das Glas mit der erwärmenden Flüssigkeit hinunterstürzte, sich bedankte und müde wankend davonging.

„Wie heißt die Dirn?“ wollte der Dunkel noch fragen, aber er stotterte und konnte sich nicht dazu entschließen die überhörte Frage zu wiederholen. „Und morgen erzählst du mir dein Stückchen*)!“ rief er ihm statt dessen nach. —

Kaum war der Junge hinausgegangen, als auch Abshagen mit ungewohnt leisem Auftreten das Zimmer verließ und sich, über die Hausflur schleichend, in die eigene Schlafkammer begab.

Dort stand er vor dem Bett seiner Frau still, das nicht mehr leer war.

Zum zweiten Mal runzelte er heut Abend die Stirn; aber diesmal anders als in jenen Augenblicken, da er das bewegliche Buch bei Seite geschoben hatte. Er konnte bei dem gedämpften Schein des Lämpchens nicht erkennen, ob das Mädchen wachte oder schlief. Jedenfalls waren ihre Lider fest geschlossen; und es war ihm lieb so, denn er würde ihr heut Abend nicht gern noch einmal in die ernstesten Augen mit dem vorwurfsvollem Blick gesehen haben.

Er wollte deshalb auch so schnell als mög-

lich wieder gehn; aber gegen seinen Willen blieb er noch stehen und blickte finster auf das kleine bleiche Gesichtchen, das ganz fremdartig und verlorren — und kaum wie zu friedlichem Schlummer — in den weichen Kissen der Bäuerin lag.

Er hatte es gar nicht bemerkt, daß seine Frau auch in die Stube getreten war, und als sie plötzlich neben ihm stand, erschrak er.

„Schläfst sie?“ fragte sie flüsternd.

„Ich weiß nich!“ antwortete er und ging davon.

„Wenn sie 'n Bischen aufgewärmt ist, wird sie woll hungern! — Ersten wollt' sie nich!“ sprach die Frau leise weiter, mehr zu sich selbst, als zu ihrem Manne redend.

Der Bauer hatte unterdessen begonnen sich auszugehen.

„Schläfst der Jung', Lina?“ fragte er, als er schon in Hemdärmeln war.

„Ich glaub' nich, Christopher, aber besorgt hab' ich ihm Alles!“

„Denn geh' doch, Lina Ne! laß man sein!“ — und der Bauer, der sonst so gerne seine Frau für sich gehen ließ, ging dies Mal selbst. —

„Schläfst du?“ fragte er auch drüben wieder den Burschen.

„Ne!“ antwortete der schlaftrunken, ohne, daß sich das Gesicht des Jungen um eine Linie aus den warmen Federbetten erhoben hätte.

„Hungert dich auch?“ — „Ne!“ und ein lautes Gähnen folgte und verschlang fast die kurze Antwort.

„Schad't dir auch sonst was?“

„Ne—e!“ —

„Wie heißt denn die Dirn, die du uns mitgebracht hast?“

„Ich weiß all . . ein nich!“

„Schaafskopf,“ und mit diesem halbblaut gesprochenen Gute-Nacht-Gruß trat der Alte wieder auf die Flur und machte die Kammerthür hinter sich zu.

Seinen Neffen aber störte dieses Liebeswort keineswegs; möglich, daß er es auch kaum mehr gehört hatte, denn fünf Minuten später schnarchte er bereits mit dem ganzen volltönigen Behagen seiner jungen Jahre.

Unruhiger schlief seine kleine Gefährtin unter dem gastlichen Dach.

Auch Frau Abshagen that die ganze Nacht kein Auge zu; unausgesetzt lauschend beugte sie sich über das Kind an ihrer Seite, das so hastig athmete und die Aermchen beständig, wie in Angst, unter dem schweren Ueberbett hin und her warf. —

*) „Abenteurer.“

Mitten in der Nacht bemerkte die Frau, daß auch ihr Mann noch wach lag; aber sie hütete sich wohl ihn anzureden, um nicht etwa die Unruhe der Kleinen durch ein lautes Gespräch noch zu vermehren.

Es dauerte jedoch nicht lange, so fing der Bauer selber zu sprechen an.

„Wachst du, Lina?“ fragte er.

„Ja; warum, Christopher? Und was wächst du noch?“

„Ich? O . . . wegen des Schulkrans! . . . Und dann das Patronat!“ brummte der Alte ausweichend.

„I, was! laß das doch sein! Du hatt'st das ja beim Buch schon ganz vergessen, Christopher.“

„Du hast gut sagen! Ich hab's zu verantworten! — Betrakter Lehrerkran!“

„Mein Korb!“ rief da plötzlich undeutlich, aber mit dem Tone herzzerreißenden Jammers das Kind durch die nächtliche Kammer.

„St!“ flüsterte die Frau zum Alten hinüber, ohne zu ahnen, daß sich derselbe bei den Worten des Mädchens hoch aufgerichtet hatte.

„Was sagt sie?“ fragte er. „Still!“ bat die Frau noch einmal und legte ihre Hand beruhigend auf die fieberheiße Backe der Kleinen.

Der Bauer schwieg tief betroffen. Er hatte nur das zweite Wort des Mädchens gehört; und dieses hatte er mißverstanden. „Kobbe!“ murmelte er, den vermeintlichen Ausspruch des Kindes wiederholend, in sich hinein und saß noch lange mit gekreuzten Armen aufrecht im Bett, während draußen der Sturm allmählich nachließ und endlich wieder winterlicher Friede in die Natur zurückkehrte.

Capitel III.

„So, mein Sohn,“ sagte Frau Abshagen am andern Morgen zu ihrem Neffen, als sie eben kurz mit einander gefrühstückt hatten, „zuerst gehst du bei Doctor Wendorfen ran und sagst, er soll heut Flansch nicht vorbeifahren — und dann gehst du weiter über Kuhlwiß und bringst den Alten Order*) von der Kleinen! Wenn du in's Dorf kommst und nach dem Lehrer fragst, werden sie dich wohl weisen. —

„Und zu Haus grüß dein Mudding und Vateru auch! Und wenn du dich auf's Frühjahr verheuerst**), kommst du wieder, wenn's eher nichts wird!“

„Ne, Tanten, eher wird das nig!“

*) „Nachricht.“

**) zu Schiffe vermietet.

Deutsche Jugend. xv.

„Na, denn adjüß, mein Sohn!“

Frau Abshagen küßte ihren Neffen auf die Stirn, und seufzte, wie sie es jedes Mal that, wenn er ihr Haus wieder verließ, denn bei jedem Abschied von dem schmucken Burschen konnte sie sich nicht enthalten zu denken: „Wann werd' ich wohl mein Miele-Schwesting wieder zu sehn kriegen?“

Miele-Schwesting war die Mutter des Jungen und wohnte in Braunschhagen, einem Dorfe, das nicht weiter, als fünf Stunden von Flansch entfernt lag, und doch hatten sich die beiden Schwestern, die „reiche“ Bäuerin Abshagen und die arme Fischerfrau Orth nun bereits seit sieben Jahren nicht mehr gesehen. Jede hatte eben ihren Haushalt, den sie schwer verlassen konnte — und jede war auf ihre Weise gebrechlich, wozu als gemeinsames Hinderniß die große Umständlichkeit einer Fahrt auf dem beschwerlichen Küstenwege hinzukam, der von Flansch nach Braunschhagen führte. Und was die Bäuerin Abshagen betraf, so hatte sie noch einen ganz besonderen Grund, Flansch nicht zu verlassen, den sie aber Niemandem anvertraute.

Kein Wunder also, daß Corl, der einzige Vermittler der beiden Familien, immer ein sehr geu gefeher Gast auf dem Bauernhofe war. Auch heute konnte sich die Tante nur schwer entschließen ihn gehn zu lassen, und hielt ihn immer wieder durch allerlei Reden fest.

Endlich kehrte sich die Frau ab, indem die Sorge um die Kleine, welche sie in einem fieberhaften Schlafe verlassen hatte, die Oberhand in ihr gewann.

Einen Augenblick wurde sie noch aufgehalten, denn in der Thür begegnete sie zu ihrem Erstaunen dem Bauern, welcher sonst zur Winterzeit nicht so früh auf dem Plage war. — „Mor'n!“*) sagte er, aber ohne seine „Alte“ mit der derben Hand auf die Schulter zu schlagen, ein Gruß, an den sich die schwächliche Frau im Lauf der Jahre so gewöhnt hatte, daß ihr etwas fehlte, wenn er ja ein Mal ausblieb.

Auch fiel es ihr überhaupt auf, daß etwas Unruhiges im Wesen des Bauern lag. „Die kleine Dirn paßt ihm nicht!“ dachte sie und beeilte sich aus der Stube hinaus zu kommen, denn sie fürchtete, ihr Mann möchte seine Meinung noch vor dem Neffen allzu deutlich äußern. Sie konnte auch mit gutem Gewissen gehn: der Frühstückstisch war noch gedeckt und der dampfende Kaffee stand auf dem Kohlenbecken.

*) Guten Morgen!

„Komm, Corl!“ sagte der Alte, als er sich allein mit dem Knaben sah; „hier seh' dich hin,“ und bei diesen Worten zog er den Jungen zu sich an's Fenster, denn des harrenden Frühstücks hatte er, wie es schien, ganz vergessen.

Corl, welcher erwartet hatte, es werde nun die Aufforderung an ihn ergehn, sein „Stückchen“ zu erzählen, war einigermaßen verwundert, als der Onkel jetzt, das Gesicht nach dem Fenster hin abkehrend, bloß fragte: „Woneben triffst du das Kind?“

„O, ich war all über halb!“*)

„Und weißt du nicht, wie sie heißt?“

„Ne!“ —

„Und was ihr Vater ist, weißt du auch nicht?“

„Ja — ihr Vater is Lehrer!“ —

Da bewegte der Bauer plötzlich die Lippen etwas, als spräche er zu sich selbst.

„Und weißt du auch, wo?“ forschte er dann weiter.

„Ja, in Kuhlwitz.“

„Und dann weißt du nicht, wie der Lehrer heißt?“ —

„Ich glaub', er is neu und man vor 'nem halben Jahr hingekommen,“ entschuldigte sich der Knabe. „Aber ich muß gehn; Tanten sagt, ich soll gehen!“ setzte er ungewöhnlich eilig hinzu, indem er sich überlegte, daß mit dem Onkel heute nichts anzufangen sei und die Tante ihm obendrein eingeschärft hatte, sich des Doctors wegen zu beeilen.

„Ja, geh' man!“ sagte der Bauer heftig.

„Na, adjuß denn, Onkel!“

„Adjüß!“ sagte der Onkel, . . . „und in Kuhlwitz . . .“ der Alte kam nicht sogleich mit dem Satz zu Stande.

„Ja, Tanten hat mir all gesagt, ich soll ihnen Order bringen“, fiel der Junge helfend ein.

„So — hat sie?!“ — —

„Ja, Onkel — und denn der Mal . . .“

„Ach, was, Mal!“ rief der Bauer beinahe zornig, und der Bursche, der schon im Abgehn begriffen war, schielte erstaunt auf den Onkel zurück.

„Jung!“ schrie dieser plötzlich, und als dieser sofort umkehrte, zog er seine dicke Geldbörse und schob dem Neffen mit gleichmüthiger Miene und mit einem Seufzer, der aber offenbar nicht dem Geldstück galt, eine große Silbermünze zu. —

Der Bursche langte danach — es war eben nichts Ungewöhnliches, daß er mit einem so „werthvollen“ Händedruck aus Flansch entlassen wurde — aber plötzlich zog er die Hand wieder langsam zu-

*) über die Hälfte des Weges.

rück und wurde dunkelroth. Es war nicht Empfindlichkeit über den barschen Ton des Onkels, was sein auffallendes Benehmen verursachte; — es war etwas ganz Anderes: „Ich brauch' heut niz — gieb's man der Dirn!“ möchte er sagen; aber um nichts auf der Welt brächte er es über die Lippen. Er würde sich vielleicht weniger über einen schlechten Streich als diese guten Worte geschämt haben, welche dem Onkel sein wackeres Herz verrathen hätten. Deshalb nahm er endlich das Geld für sich selbst, sagte „danke schön“, steckte das Geschenk ein und ging damit ab, — aber Freude hatte er auch nicht weiter daran.

Auf dem Hofe drehte er sich noch ein Mal um, denn er wußte, daß die Tante ihm, wie immer, vom Kammerfenster aus nachsehn würde. Eilig zog er seine Mütze und grüßte zurück; dann aber schritt er schnell aus, denn er mußte ja „rechtzeitig beim Doctor vorbeigehn.“

Die Luft war kalt und ruhig; ein schöner Wintertag schien den Heimweg des Knaben zu beleuchten. Und doch fing es ihm schon jetzt an, einsam und langweilig zu werden. Er würde noch gerne bis Nachmittag in Flansch geblieben sein, meinte er, und pfiß dabei mit großem Ernste und wenig musikalischem Gehör etwas vor sich hin, das wie eine arg mißhandelte Melodie klang.

Als der Knabe den Hof verlassen hatte, zog sich auch die Tante langsam vom Fenster zurück. Auf leisen Sohlen näherte sie sich dem Bette, in welchem das fremde Kind noch immer fieberhaft athmend schlief. Dort setzte sie sich still nieder. Ihre Hände ruhten gefaltet im Schooß und nur manchmal, wenn ihre Gedanken unruhiger wurden, lösten sie sich plötzlich und fuhren leise glättend über ihre Kniee. Sie dachte an die unbekanntten Eltern des kranken Kindes — sie dachte daran, daß sie selber nie ein Kind besessen hatte — sie fragte sich, wann wohl der Arzt kommen und ob er die Kleine für schwer krank halten würde; und dazwischen fiel ihr das seltsame Betragen ihres Mannes ein und es zog wie eine dunkle Wolke an ihrem Geist vorüber. —

So wurde es Mittag und die Kleine schlief immer noch. Von Minute zu Minute wurde es der Bäuerin unheimlicher in dem kleinen Krankenzimmer. Die Luft in der Kammer erschien ihr seltsam beklemmend und dennoch wagte sie ohne Erlaubniß des Arztes nicht die Fenster zu öffnen. Dazu schien die Mittagssonne grell in's Gemach und seine Stäubchen flogen unaufhörlich auf und nieder; — es sah aus, als jagten und haschten sie einander,

und man konnte zuletzt ganz schwindelig bei ihrem Anblick werden, noch dazu, da sonst Alles still in der unrustigen Stube war.

Der arbeitsamen Frau, welche des langen Einsens und Alleinseins ungewohnt war, wurde schließlich ganz seltsam zu Muth. —

Endlich wurde ihre Einsamkeit durch eine knarrende Thüre unterbrochen. Es war der Bauer, der dieselbe besonders behutsam hatte öffnen wollen und deshalb gar nicht damit zu Stande gekommen war.

Aufathmend blickte sich die Frau nach ihm um; Gott mochte wissen, was der Alte den ganzen Vormittag gemacht hatte, denn auf dem Hofe war er mit keinem Tritt gewesen, das hatte Frau Abshagen wohl bemerkt.

Stumm, wie er gekommen war, setzte er sich hinter seine Alte an's Fußende des Bettes. Die Frau zitterte innerlich. Es wird „etwas geben,“ meinte sie; — aber der Bauer schwieg hartnäckig und sah nur aufmerksam an den Boden und manchmal verstohlen auf das Gesicht des kranken Kindes.

Plötzlich fuhr dieses jäh in die Höhe, wahrscheinlich durch die scharfen Blicke des Mannes in seinem fieberhaften Zustande beunruhigt. Wie in Angst, schlug es die Augen auf und blickte wirr um sich. Erst allmählich wurden seine Blicke klarer. Eine Sekunde lang hefteten sie sich prüfend auf den Alten, dann glitten sie langsam zur Bäuerin hinüber und das Mädchen hauchte mit wieder geschlossenen Augen kaum hörbar über die Kissen: „Ich hab' meinen Korb verloren!“

„Sei still, mein Kinding!“ flüsterte die Frau, „das Geld bekommst du alles wieder!“ und beugte sich dabei über die Kleine.

„O!“ sagte das Kind, und der Ausdruck hoffnungslosen Schmerzes wich aus seinen Zügen. — Einen Augenblick sah es die Bäuerin noch voll an, dann wandte es sich wieder der Wand zu und schloß die Augen von neuem.

Abshagen ging nach einer Weile so schweigend, wie er eingetreten war, wieder aus dem Zimmer. Es schien, als hätte er in der Kammer keine Ruhe und draußen erst recht nicht.

Als am Nachmittag der Doctor dagewesen war, trat auch der Bauer abermals herein und erkundigte sich, was er gesagt hätte.

„Nix,“ erwiderte die Frau, „noch weiß er's allein nich! — Aber er hat was aufgeschrieben! — Johann kann woll nachher hin und es holen?“

Der Bauer gab keine Antwort auf diese Frage, schickte aber Johann sofort zur Apotheke und stellte

sich dann nachdenklich mit der Pfeife neben seine Frau. — So blieben sie wieder still bei einander, bis der Knecht heimkam. —

Als der Abend vorrückte, wurde es draußen von neuem unruhig. Erst knarrte es ab und zu verstohlen in den dünnen Nestern der alten Eichen und Silberpappeln, daß man denken konnte, die Stallthüren würden hier und da leise aufgemacht; dann aber blies es immer deutlicher um die Scheunen; es fing sich im Hofe und wirbelte an den Fenstern vorbei, bis sich die Vorhänge in der Kammer bewegten und das Flämmchen der Nachtlampe unstät niederzüngelte. — Auch im Kamin wurde es lauter. —

„Das Wetter!“ sagten die beiden Alten zu einander und sahen sich einen Augenblick bedeutungsvoll an. — Dann nahm der Mann seine große silberne Uhr aus der Westentasche und die Frau starrte mit ihm auf das Zifferblatt. —

„Gott sei Dank, der Jung' is zu Hause!“ sagte sie. „Lang!“ antwortete der Bauer. „Und der Lehrer is noch nich unterwegs!“ — —

„Ne!“ meinte auch die Bäuerin in zuversichtlichem Ton, obgleich sie ein Gefühl der Besorgniß im Gedanken an den fremden Mann nicht unterdrücken konnte, der vielleicht gerade jetzt unterwegs war, um sein Kind in Flansch aufzusuchen.

Nicht lange danach, so hörte man den Sturm tosen; und so oft er mit besonderer Gewalt gegen die Fenster stieß, fuhr auch das Kind erschreckt in die Höhe und umklammerte den Arm seiner Pflegerin, wie gestern den Arm seines Gefährten. „Zunge, wo bist du?“ rief es dann ängstlich schreiend.

„Hier!“ antwortete die leise Stimme der Frau, um die Kleine zu beruhigen, und für den Augenblick war wieder Alles still in der Kammer. —

Als die Mitternacht heranrückte und die Bäuerin eben etwas eingenickt war, richtete sich das Mädchen wieder einmal angstvoll auf. „Hast du meinen Vater gesehen? Ach, wo? wo ist er?“ — rief sie ganz erschöpft. —

Abshagen, der in der Aufregung kaum wußte, was er that, legte seine Hand auf die Decke der Kleinen, und das Kind riß die große Hand des Bauern hastig an sich und preßte seine heißen Fingerringen krampfhaft dagegen.

Da rieb auch Frau Abshagen ihre Augen aus und blickte verwundert auf das seltsame Bild, das sich ihr darstellte. Schläfrig fuhr sie hin und her. „Geh zu Bett, Christopher!“ bat sie und zog, um doch auch etwas zu thun, die Hand des Mannes

von der Decke zurück und legte dem Kinde die eigene dafür hin.

Der Alte war fast verlegen geworden. „Ne, Mutter, laß man! ich bin nich müde!“ sagte er. —

Und so saßen sie beide noch lange wach, während draußen der Sturm fortheulte und drinnen die blauen Tabakswolken unruhig durch die Kammer zogen. Der Bauer dachte nicht daran, daß sich der Dampf mit drückender Schwere auf die Brust des kleinen Mädchens legen könnte: er wollte sich durch die Pfeife wach erhalten, um das Pflegeramt mit der Bäuerin zu theilen, welche nun wieder gewissenhaft nach der Uhr sah, um der Kranken regelmäßig alle zwei Stunden von der dunklen Medizin einzugeben, welche der Arzt verordnet hatte.

Capitel IV.

Schon war der dritte Tag gekommen, seit der Bauer Abshagen das Kind bei sich beherbergte, und noch immer waren die beiden alten Eheleute die einzigen Pfleger der kleinen Kranken, denn ununterbrochen tobte das abermals heraufgezogene Unwetter. —

„Gott gebe, daß das Kind nicht stirbt, ehe einer seiner Angehörigen hier ist!“ hatte Doctor Wendorf heute früh gesagt; und seitdem sahen der Bauer und die Bäuerin immer abwechselnd zum Fenster hinaus, als hofften sie, die schweren Wolken müßten doch endlich ihren sorgenvoll bittenden Blicken weichen.

Aber das Wetter hielt an und Niemand kam.

Seit der vergangenen Nacht hatte sich der Zustand des zarten Kindes in einer Weise verschlimmert, daß der Arzt und die alten Abshagen's mit Recht das Schlimmste fürchten konnten.

Der guten Bäuerin liefen oft die heißen Thränen über die Backen, wenn sie die angstvollen Ausrufe und die verworrenen Reden der fiebernden Kleinen hörte.

Von ihrem Manne hatte sie auch wenig Trost und Hilfe: der schweigsame Bauer stand meistens mit finsterner Miene, aber mit heimlich gefalteten Händen abseits am Fenster oder am Ofen. Die Brust war ihm zum Zerspringen voll und es wurde ihm jetzt oft gegen seinen Willen „weich“ um's Herz; aber weinen, oder gar reden konnte er nicht.

Nur als der dritte Tag sich endlich dem Ende entgegen neigte und die Kleine gerade eine Weile ruhig gewesen war, fing er ausnahmsweise eine Unterhaltung an. „Mutter“, sagte er wie beiläufig, „du wolltst ja wissen, die kleine Dirn wär' arm

— und sie hätten in Kuhlwitz nich satt zu essen; ich dacht' man so — sie mag nu sterben oder nich — wir könnten ihrem Vater woll die Flanscher Stell' geben! — Wir brauchen dann nig in die Zeitung zu sehen!“

„Ach, Christopher!“ rief die Frau ganz erleichtert, das also hat dir im Sinn gelegen?“

„Was? — mir im Sinn gelegen?“

„Ja, Christopher! — Na, laß man gut sein! nig! nig! — Aber was werden die andern Bauern dazu sagen?“

Da reckte sich der Bauer stolz in die Höhe. „Die andern? O! die solln mich nich kümmern!“ raunte er mit mächtiger Stimme an's Ohr seiner Frau und bligte sie so herrisch an, als sähe er schon „die andern“ vor sich. —

„Corl sagt, er hab' sein Eyschamen nich gemacht; — und wenn er seine Sach' nich gelernt hat, bringst du ihn doch nich durch!“ warf die Frau wieder vorsichtig ein.

„Ich ihn nich durchbringen?“ fragte der Bauer; und da er mit gedämpfter Stimme sprach, wurde die Heftigkeit seines Tones eine fast zitternde und klang doppelt stark.

„Ach, Vater“, flüsterte die Frau besänftigend, „mir soll das ja allens recht sein! — Und wenn uns doch bloß die Kleine nich davon abgeht!“ setzte sie, durch des Bauern Schweigen ermutigt, hinzu.

„Ich glaub', du hältst schon gerad' so viel von dem Kind wie ich! — Wir dächt immer, wir dürfen das Kind nicht sterben lassen: sie is ja nicht unser!“

Der Bauer rückte bei diesen Worten unruhig hin und her und erst nach einer Weile sagte er: „Wenn der Vater is wie das Kind, taugt er auch als 'n Lehrer!“

„Wie meinst du das?“ fragte die Bäuerin nachdenklich.

„O, ich mein' man! — Das Kind hat so was Gutes an sich; — und klug ist es auch!“ — Und wieder nach einer Weile, als es draußen schon ganz abendlich geworden war und Frau Abshagen kaum noch wußte, wovon sie zuletzt gesprochen hatten, meinte er: „Und was ich gesagt hab', hab ich gesagt! — Kriegen thut er die Stell'! — Und er mag es nu sein oder nich sein!“

„Was sein?“ fragte die Bäuerin; aber ihr Mann unterbrach sie. „Da is er,“ murmelte er plötzlich und ging mit unsicheren Schritten zur Kammer hinaus, ohne eine weitere Erklärung zu geben. —

Frau Lina wußte gar nicht mehr, was sie von ihrem Alten denken sollte; und erst, als sie einige Secunden später die schattenhafte Gestalt eines Frem-

den, der mit vorgebeugtem Haupt gegen den Sturm kämpfte, am Fenster vorüber steuern sah, wurde ihr klar, daß der Lehrer angekommen sei.

Als der fremde Mann das Haus betrat, stand die breite Gestalt des alten Abshagen auf der Flur gegen die Wand gelehnt. In der Linken hielt er ein Lämpchen, die Rechte streckte er dem Lehrer schweigend entgegen; doch sah er zur Seite, und erst als der Eintretende die dargebotene Hand nicht ergriff, blickte er demselben gegen seine sonstige Gewohnheit scheu von unten auf in's Gesicht. Sein Auge begegnete dem des Lehrers, das in derselben

„Ja,“ erwiderte Abshagen mit der ganzen rücksichtslosen Offenheit des Bauern und doch zugleich mit einem tiefen Zug des Mitleids auf dem erregten Gesicht.

Dann nöthigte er den Lehrer vor sich her in die große Wohnstube, wo er ihn überreden wollte Platz zu nehmen. Aber der Gast lehnte es mit einer Entschiedenheit ab, die man seinem sonstigen Wesen gar nicht zugetraut hätte, das von jener ängstlichen Schüchternheit befangen war, wie Armuth und Hunger sie zuweilen auch über den Mann verhängen. Er wollte weder essen noch trinken noch sich



dunklen Tiefe, wie das Auge des kleinen Mädchens erglänzte, welches neulich den alten harten Bauer mit einem einzigen Blick so erregt hatte.

Und es war, als entstieg jetzt dem Auge des Vaters eine ähnliche, nur noch stärkere Gewalt, denn betroffen zog Abshagen die dargebotene Hand wieder zurück und hustete so eigenthümlich, so halb trotzig, halb verlegen — als wüßte er nicht gleich, was er sagen sollte. Doch der Lehrer kam ihm zuvor. Obgleich er noch vor Frost und Anstrengung zitterte, dachte er jetzt doch ausschließlich nur an sein Kind. „Ist sie sehr krank?“ fragte er, und das Zögernde seines Tones verrieth, wie sehr er die Antwort fürchtete.

umkleiden, er wollte zunächst sein Kind sehn.

Da blieb dem alten Abshagen nichts Anderes übrig, als, ihm den Willen zu thun; er zeigte ihm die Thür, hinter welcher die Kranke lag, und der Lehrer trat bebenden Herzens in die Kammer.

Die Hand, welche er soeben dem Bauern verweigert hatte, reichte er jetzt freiwillig der Frau hin, die sich vom Krankenbette erhob und ihm langsam entgegentrat, die Augen mit der gewohnten Sanftheit und gleichzeitig mit einem Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit zu dem Fremden aufschlagend. —

Der Lehrer fühlte in diesem Augenblick, daß die Frau Alles für sein Kind gethan hatte, was in ihren Kräften stand; und ebenso deutlich fühlte die

Frau, daß der arme Lehrer zu bewegt war, als daß er seinen Dank hätte in Worte fassen können. —

Schleichenden Schrittes trat dieser an das Bett des Mädchens. Sein abgehärmtes, heute Abend von Sturm und Wetter etwas geröthetes Gesicht wurde plötzlich todtensblaß, als er die Fiebergluth auf den Wangen seines angstvoll athmenden Kindes sah.

Lange stand er, ohne ein Glied bewegen zu können. „O,“ seufzte er in sich hinein, „warum mußten wir sie wegschicken?! — Sie war zu gut für diese Erde! sie wird mir genommen werden!“ Und er sah, wie das Mädchen die Augen öffnete und ihn wild anblickte, ohne den Vater in ihm zu erkennen, wie sie schmerzlich die Arme gegen die Wand reckte und sich dann wieder ermattet zurückwarf. —

Armer Vater, der meilenweit durch Wind und Wetter gelaufen war, um sein Kind aufzusuchen, und der nun an dessen Lager stand und die noch immer wachsende Krankheit sah, ohne helfen zu können! —

Endlich, als die Magd kam, um ihre Herrin in der Pflege abzulösen, wich der Lehrer der sanften Gewalt der Bäuerin und ging mit ihr hinüber, um sich durch Trank und Speise zu erquicken.

Auch Abshagen wartete dort ihrer und setzte sich mit zu Tisch, ohne ein Wort an den Lehrer zu richten. Bald mußte die Bäuerin bemerken, daß sie hier ein Abendessen hielten, bei welchem eigentlich keiner etwas genoß.

Abshagen saß etwas in sich zusammengefunken

auf dem Stuhl und starrte den Lehrer an, als sähe er heute zum ersten Mal einen Menschen, der hochdeutsch spricht. — Dieser selbst senkte den Kopf auf die Brust und zog unruhig mit der Gabel kleine Furchen in das Tischtuch, während seine bleichen Lippen zitterten, als sähe er fortwährend das todfranke Kind vor sich.

Und der Bäuerin selber war wahrlich auch schwer um's Herz, denn sie wußte, was der heutige Abend zu bedeuten hatte, und ihr war, als dürfe sie es dem Vater der Kleinen nicht länger vorenthalten. „Lieber Herr Lehrer,“ fing sie an, „Ihr Name ist mir unbekannt . . .“

Da fuhr der Lehrer unruhig in seinem Stuhl empor: „Ich — ich glaubte . . .“ sagte er, „Sie und — Ihr Mann, Sie wüßten, wessen Kind Sie hier pflegen und beherbergen!“ Und der traurig-düstere Blick des Sprechenden folgte dem alten Abshagen, welcher plötzlich aufgestanden und bereits im Begriff war das Zimmer zu verlassen.

Einen Augenblick lang war die Frau ganz erschrocken über das seltsame Betragen ihres Mannes; fünf Minuten bevor der fremde Lehrer ihr Haus betreten hatte, wollte er ihm durchaus die gute Pfandscher Lehrerstelle verschaffen — und jetzt sprach er kein Wort und ging zur Thür hinaus, sobald der Gast nur zu reden anfing. Auch der Lehrer schwieg düster. Die Männer mußten sich von früher kennen. Sie fühlte, daß sie hier vor einem Geheimniß stand. (Schluß folgt.)

König Manfred's Tod*).

Valladen von Felix Dahn.

Original-Composition von Alfred Rethel.



Auf, in den Sattel, ihr freud'gen Vasallen!
 Seht ihr die Fahnen der Friedriche wallen,
 Fahnen des staufischen Heldenthums?
 Senket die Speere nun, spornet die Rosse,
 Folgt in's Gewölk mir der Todes-Geschosse,
 Sicher des Sieges nicht —, aber des Ruhms!

I.

Einer von uns nur auf sieben von ihnen!
 Immer die Wenigern sind Ghibellinen!
 Freut euch, ihr Schnitter, der Fülle des Korn's!
 Hört ihr die Hörner des Feindes erdosen?
 Seht ihr, sie nahn! Ja, sie sind's, die Franzosen!
 Drauf mit dem Sturme des schwäbischen Jorns!“ —

*) Manfred war der Lieblingssohn des großen genialen Kaisers Friedrich II. aus dem Geschlecht der staufischen oder schwäbischen Kaiser. Nach dem Tode des Vaters (1250) übernahm Manfred die Führung der Ghibellinen, d. h. der kaiserlich gesinnten Partei in Italien im Kampf gegen die Päpste. Der glänzend begabte, reich gebildete und edelsinnige Held war darin so glücklich, daß er das ganze normannisch-südritalisch-sicilische Reich den Guelfen wieder entriß und 1258 zu Paterno zum König dieses Reiches gekrönt wurde. Vergeblich suchte er die Päpste zu versöhnen: vielmehr bewogen diese den Bruder des Königs von Frankreich, Karl von Anjou, mit Heeresmacht in Italien einzubringen und die Krone von dem Haupt des edeln Manfred, „des gebannten Ketzers“ herab zu reißen. In der Schlacht bei Benevent (26. Februar 1266) verlor Manfred durch Verrath nach heldenmüthigem Widerstand den Sieg und suchte dann im Kampf den Tod. Die Sage erzählt, daß wilde Rosen in großer Zahl das Grab des mißhandelten Leichnams schützend schmückten.

„Folget dem König! Sonst ist er verloren!
Seht, wie der Feind sich zum Ziele geforen
Einzig den silbergeadlerten Helm.

Theobald rief es, des Königs getreuer
Seneschal, und wie ein loderndes Feuer
Brach den Gascoignern er mitten in's Herz,



Rettet den Herrn und die staufische Krone!
Eilet, Siciliens tapf're Barone,
Beigt, wer ein Ritter ist oder ein Schelm!“ —

Und von des Königs umschleudertem Haupte
Rasch er den Helm, den gefährdenden, raubte,
Tauschend dafür ihm die Haube von Erz.

Und in dem Helme, dem leuchtenden, stürmt er
Links in den Feind, von Erschlagenen thürmt er
Blutige Haufen schon weit von dem Herrn.
„Das ist der Staufer, ihr kühnen Basconen,
Das ist der Kezer, ihr frommen Bretonen!“
Hegte der finstere Anjou von fern.

„Hört mich, Picarden, Normannen, Burgunden:
Herzog ist, wer ihn mir bringet gebunden,
Graf, wer sein Haupt vor die Füße mir legt;
Aber Urban hat, der Papst, es verkündet:
Bölliger Ablass, wie viel er gesündet,
Ihm, der den König der Kezer erschlägt.“

Wehe! Da stürzt mit durchspeeretem Koffe
Theobald unter dem Sturm der Geschosse;
Aber schon naht ein Gewaltiger sich,

Reißt ihn empor aus dem Blut, aus dem Staube,
Und von dem Haupte sich schleudernd die Haube
Ruft er: „Ihr irrtet! der König bin ich!“

Und sie entfliehn, als ob Wetter sie träse:
Aber da zischt durch die offene Schläfe
Ihm ein bretonischer Pfeil in das Hirn. —
Feuriges Herz —: oh welch eisiges Stocken!
Weh euch, ihr goldenen staufischen Voden,
Weh, du gedankengeweitete Stirn!

Weh' um dich, Liedermund voll Aventüren!
Weh um dich, Hand, die du wußtest zu rühren
Lieblich wie keine der Harfe Gesait!
Weinet ihr Frauen, und klaget, ihr Sänger;
Aber ihr Darbenden klaget noch bänger: — —
Kalt ward die Spende-Hand, — — hart wird die
Zeit! —

König Manfred's Grab.

II.

Den todten Manfred plünderten Burgunden,
Verfleischend ihn mit zwanzig Lanzen-Wunden:
Gern gab dem Kezer jeder einen Stich;
Und Karl von Anjou selbst, der bleifarb-bleiche,
Mit ehernem Fuß trat auf die Brust der Leiche
Und sprach: „Was bist du — Herr bin ich.“

Auf ödem Heidemoor verischarrten Knechte,
Abseit vom Weg, ihn unter Dorn-Geslechte.
Ein Krüppel, dem er wohlgethan einmal,
Wollt' ihm ein Holzkrenz auf die Grube setzen:
Jedoch mit Hundten ließ hinweg ihn hezen
Johann, Cosenza's Cardinal.

Ein Dornbusch nur blieb Merkmal jener Stätte. — —
Doch nach sechs Jahren träumt' im Purpur-Bette
Dem Anjou — um sich schlug er mit der Hand — ,
Den todten Manfred hör' er drohend sprechen:
„Dein Reich wird spurlos in Italien brechen,
Ich ruhe bald in freiem Land.“ —

Empor fuhr der Tyrann: „Dies Omen wend' ich!
Des Kezers ausgegrabne Knochen send' ich
Nach Frankreich, dort zu werfen sie in's Meer!“
Und auf das Schlachtfeld sandt' er seine Boten,
— Viel hundert Häscher nach dem Einen Todten! — :
Sie kamen heim — die Hände leer.

„Herr, sprachen sie, — mag uns dein Jorn verschlingen —
Wir können diesen König nicht dir bringen!
Ein Dornbusch, wie du weißt, stand an dem Ort:
Der muß gewesen sein von wilden Rosen,
Denn unabsehbar jezt im Lenzwind kosen
Viel tausend, tausend Rosen dort.

„Den Wald der Rosen“ nennt den Ort die Menge:
Unscheidbar wogt das duft'ge Strauch-Gedränge,
Unmöglich ward, daß man das Grab erkennt.“ — —
Lang' ist des Anjou blutig Reich zerfallen:
Um Manfred singt ein Heer von Nachtigallen
Im „Rosen-Wald“ bei Benevent. —

Felix Dahn.

Sprüche von Friedrich Güll.

Was ich geworden, hat mich sonders nie gefrent,
Doch daß ich werde stets, ist meine Lust noch heut.

Ein Sonntagsrock seh' noch so feiertäglich aus,
Es wird am Ende doch aus ihm ein Werktags-Klaus.

Die Finger plagt' einmal ob Rang und Stand der Reid.
Da ballte sich zur Faust die Hand — aus war der Streit.

Nimm die Gelegenheit mit fester Hand beim Schopf;
Hast bei den Haaren sie, hast du sie auch beim Kopf.

Aus dem Hochgebirge II.

Von

A. W. Grube.

Original-Zeichnung von Fedor Ffinzer.



Das Januarheft dieses Jahres brachte den lieben Lesern dieser Zeitschrift allerlei interessante Mittheilungen über die Gemsen und die Gensjagd, vornehmlich im Hochgebirge der deutschen Alpen. Das schöne, schlanke, scheue und kluge Gemsthier, das seinen schnellen, elastischen Beinen, seinem Muth, mit dem es über weit klaffende Felspalten und tiefe Abgründe springt und frei von Schwindel auf den schmalsten Felskanten senkrecht abstürzender Wände, auf den spitzigsten Zinnen der Felspyramiden noch seinen Standpunkt zu nehmen weiß — es zu danken hat, daß sein Geschlecht von der Jagd- und Raublust der Menschen noch nicht völlig ausgerottet ist: es bietet ein so reiches Interesse für Jung und Alt, daß ich getrost die Jagdbilder, welche oben genannter Artikel begonnen hat, fortsetze, ohne fürchten zu müssen, des Guten zu viel zu thun.

Ich führe heute meine jungen Leser in die Alpenwelt der Ostschweiz, in das felsige Hochland Graubünden und zwar in's Engadin, dieses berühmte, in allen Reiseschilderungen aus der Schweiz gefeierte, vom jungen Inn durchschnittene Hochthal. Man hat es in's Ober- und Unterengadin abgetheilt. Der Hauptort des Oberengadin's ist Samaden, der berühmteste und besuchteste aber ist St. Moritz, an einem lieblichen See gelegen, in welchem die himmelanstrebenden Alpen Gipfel ihre Schneehäupter spiegeln.

Mancher Badegast, der vor zehn oder zwölf Jahren, nachdem er das kräftige St. Moritzer Stahlwasser getrunken, seinen Spaziergang am See aufwärts oder abwärts machte, erinnert sich wohl noch, wie er dort öfters einem alten, gebückt an seinem Stocke langsam einher wandelnden Manne begegnete, der mit seinen lebhaften Augen die Vorübergehenden treuherzig anblickte, als erwartete er, daß man sich mit ihm in ein Gespräch einlasse.

„Wissen Sie, wer das ist?“ fragte mich mein Begleiter, ein geborner Engadiner — und auf mein

Kopfschütteln fuhr er fort: „Das ist der berühmte Bären- und Gemsenjäger Jakob Küng. Sein Name ist nicht nur im Engadin, auch in Italien bei den Bergamascher-Hirten, die ihn segnen, wohl bekannt, denn er hat nicht weniger als 14 Bären erlegt. Wie viel Gemsen aber seine nie fehlende Kugel erbeutet hat, das mag er Ihnen selbst erzählen.“

Wir traten zu ihm heran; ich gab ihm die Hand, die er herzlich schüttelte, und bald war er im vollen Erzählen von Heldenthaten seiner Jugend- und Mannesjahre.

„Wenn Sie mich jetzt so ansehen mit meinen wackeligen und lahmen Gliedern, dann glauben Sie's kaum, wie mein zäher kräftiger Körper, dem keine Felswand zu hoch, keine Schlucht zu tief war, um nicht hinauf oder hinabzukommen, auch wenn ich einen schweren Gensbock auf meinen Schultern hatte, so schnell alt und krumm werden konnte.“

Wir setzten uns auf eine am Wege stehende Bank. Ich fragte ihn nach seinem Geburtsort und wo und wie er seine Jugendzeit verlebte.

Er stammte aus einer armen Hirtenfamilie, die Eltern waren von Kerauzen am Wallensee nach Zernez in's Unter-Engadin gezogen, wo er im Jahre 1808 geboren wurde. Als Hirtenbub hatte er sich einen Sparspennig zurückgelegt und es war die erste große Freude in seinem Leben, als er sich mit Einwilligung seines Vaters eine Flinte anschaffen durfte, mit der er sich schon 1817, also erst 9 Jahre alt, auf die gefährliche Gensjagd begab. Das Gebiet vor Zernez hatte damals einen großen Reichtum an Hochwild, und da das Hungerjahr 1817 des Jungen Spürkraft und Ausdauer schärste, so gelang es ihm, in diesem Jahr 6 Stück Gemsen zu erlegen — für seine Eltern und zahlreichen Geschwister kein geringer Dienst, da diese karg genug ihr Leben fristen mußten.

Dieser für einen Knaben außerordentliche Erfolg steigerte seine Jagdlust zur Leidenschaft und im Jahr 1818 gelang es ihm bereits, 9 geschossene Gemsen heimzubringen. Im Jahr 1811 ging er nach Salsana am Fuß des Scaletta, wo er sich als Knecht bei einem Herrn verdingte, dem es ganz recht war, wenn der junge Rinrod ihm öfters einen Gensbraten auf den Tisch lieferte. Seine Beute in

diesem Jahr belief sich auf 14 Gemsen. Im folgenden Jahr gelang es ihm, einen Bären und einen Edelhirsch zu erlegen. Dieses schöne Thier war früher eine Zierde der Zernerer Wälder und Alpen, ist aber jetzt hier wie in der ganzen Schweiz durch die rücksichtslose Jagdwuth, der früher kein Gesetz eine Schranke setzte, ausgerottet.

Uebung macht den Meister. Küng hatte ein scharfes Auge, ruhiges Blut, einen gewandten schmalen Körper, der mit ein wenig Käse und hartem Brod und dazu etwas Branntwein sich frisch und kräftig erhielt, auch wenn das Nachtlager hoch in der Felswüste auf kaltem Gestein genommen werden mußte. Doch den schroffen Wechsel von Hitze und Frost, von Ruhe und übermenschlicher Anstrengung, die Aufregung beim steten Schweben in Lebensgefahr und die Unbill der Witterung bei spärlicher Kost und Bekleidung: das erträgt auf die Dauer auch der abgehärtete Gebirgsjohr nicht und selten entgeht einer der Gicht, die im Alter seine Glieder lähmt.

Im Octoberheft des vorigen Jahrgangs habe ich in der Skizze „vom Meister Pegg“ meinen jungen Lesern erzählt, wie Jakob Küng in der „Traunter Mozza“ einmal binnen fünf Minuten eine ganze Bärenfamilie erlegte. Ein andermal setzte er einem angeschossenen Bären nach, der in die Tiefe eines Tobels hinabgerollt war. Unten angelangt, richtet sich der Bär mit fürchterlichem Gebrüll wieder auf, Küng duckt sich hinter die nur wie ein Weinsäß große Klippe, die ihn von dem wüthenden Thier trennt, das Miene macht, über den Stein hinüberzuspringen und sich auf ihn zu werfen. Er hat keinen Schuß mehr in seiner Büchse, springt zurück zu seinem Gefährten, entreißt diesem das Gewehr, eilt dann wieder an den Bären heran, schießt ihm abermals in den Pelz und macht ihn kampfunfähig.

Auch eine Gemse, die er gut getroffen, war ihm einmal in eine tiefe Schlucht gerollt, und zwar in eine Gletscherspalte am Biz Myfella bei Campovast. Mißmuthig kehrt er heim nach Salsana und erzählt es seinen Gefährten. „Die Gemse holen wir wieder heraus!“ hieß es wie aus Einem Munde. Mit einem Strick versehen macht sich am andern Morgen die Gesellschaft junger Männer auf den Weg, aber bei der Gletscherspalte angelangt, wagt keiner sich anbinden zu lassen, denn die Tiefe scheint unabsehbar. Da spricht Küng: „Bindet mich an, ich will hinunter!“ Er wird am Strick hinabgelassen, packt die Gemse, die an einer Eispitze hängen geblieben, am Horn und bringt sie herauf an's Tageslicht.

„Wie hoch beläuft sich aber die Zahl aller Gemsen, die Sie in Ihrem Leben geschossen haben?“

Er griff in die Tasche, brachte ein Packet zum Vorschein und reichte mir eine von den grünen Broschüren, die seine Thaten verherrlichen. Ein Freund hatte ihm den Liebesdienst erwiesen, seine Jagdabenteuer zu erzählen und der Verkauf des Büchleins bildete nun eine Erwerbsquelle für den Invaliden.

Da fand ich denn bemerkt, daß es Küng gelungen sei, während der Zeit seines Jägerlebens außer der schon genannten Zahl von Bären 1500 Gemsen, 5 Hirsche, 9 Steinadler und eine Anzahl geringeres Wild und Geflügel zu erlegen, auch einen Lämmergeyer lebend einzufangen. Die größte Anzahl Gemsen, die der ebenso kühne als glückliche Jäger in einem einzigen Herbst erlegte, betrug 49 Stück. Wenn man bedenkt, daß er über 43 Jahr lang sein Jagdhandwerk trieb, so wird die erstaunliche Gesamtzahl der geschossenen Gemsen weniger übertrieben erscheinen.

Ich drückte dem Alten ein Geldstück in die knochige Hand und wünschte ihm, daß er noch ebenso viel Broschüren verkaufen möchte, wie er Gemsen geschossen habe.

Da mir die Gasthäuser in St. Moritz von Badegästen und Durchreisenden zu voll besetzt waren, zog ich den zur geraden Flußlinie gezwungenen Inn abwärts nach Samaden und machte von dort Ausflüge nach Pontresina, zum Morteratschgletscher und Rosetschgletscher in die erhabenen Eis- und Schneefilde der Bernina-Gruppe. Der Weg durch's Rosetschthal führte an einer Alphütte vorüber, die einem anderen Nimrod, noch viel berühmter und berühmter als Jakob Küng, nämlich dem Johann Colani von Pontresina, dem Gemsenkönig, gehört und in der er oft gerastet und zu seinen kühnen Jagden sich gestärkt hatte. Dann zog ich weiter thalabwärts nach Ponte am Ausgang des Albula-Passes, nahm da auf acht Tage Wohnung und besuchte oft das nahe Camogask, den Geburtsort Colani's, und das wilde einsame Camogaskthal, wo er seine ersten Jagdloberbeeren gepflückt. Sein Vater war Küfer und Stellmacher, trieb nebenbei auch etwas Landwirthschaft und verdiente sich außerdem noch manchen Thaler mit seiner Büchse, die ihm manches Stück Wild verschaffte. Der kleine Jan Marchiet ging dem Vater weithin entgegen, wenn derselbe von seinen Jagdzügen heimkehrte, und nahm ihm dann den Stutzen ab, den tragen zu dürfen sein Stolz war. Das gefiel dem Alten und er gestattete dem Elßjährigen, ihn auf

die Jagd zu begleiten. Die beiden ersten Male war er nur müßiger Zuschauer, doch er ließ nicht nach mit Bitten, bis er auch einen Stutzen bekam, und er schoß im Herbst dieses ersten Prüfungsjahres 5 schöne Gemsen, im nächsten Jahre, als er sein zwölftes Jahr zurückgelegt hatte, schon 14!

Wir dürfen nicht zu erwähnen vergessen, daß Colani im Jahr 1772 geboren wurde; der Wildstand war zu jener Zeit noch bei weitem größer, als jetzt nach Verlauf eines Jahrhunderts. Der angehende Jäger blieb zunächst immer in der Gesellschaft seines Vaters, dessen Weisungen er folgte; bald jedoch hatte er sich alle Eigenheiten, Listen und Lager der „Thiere“ so gut gemerkt, daß es ihn drängte, auf eigene Faust sein Glück zu versuchen. Als beide, Vater und Sohn, eines Tages mit Beute beladen aus dem Camogasker Thal heimkehrten, sahen sie noch in vorgerückter Nachmittagszeit auf einer freistehenden Felskuppe einen prachtvollen Gemsbock stehen. Dem Vater schien es unmöglich dem Thiere beizukommen; denn die Gemse wittert mit ihrer feinen Nase den Jäger, falls er im Winde steht, aus weiter Ferne, und ebensowohl von der Seite her als aus der Tiefe, da die erwärmte Thalluft emporsteigt und ihr die Ausdünstung des Menschen zuträgt. Ohr und Auge gerathen in Spannung und kommt etwas Verdächtiges nah, so eilt sie mit ihrem Rudel in entgegengesetzter Richtung davon. — „Laß mich nur machen, Vater!“ sagte der Junge, „bleibe indessen hier; in zwei Stunden bring' ich's zu Stande!“ Kopfschüttelnd gewährte der Alte die Bitte; Jan zog frohen Muthes ab. Eine Stunde verging, dann noch eine, den Vater bangte es um den Sohn. Er hatte mit dem Taschenferrohr fleißig nach der Gemse geschaut; diese war ruhig auf ihrem Platze geblieben und hatte sich wiederfäugend gelagert. Schon wollte er aufbrechen, um den Sohn, von dem er glaubte, daß er sich in dem Felslabyrinth verirrt habe, zu suchen, als ein Schuß dröhnend in den Bergen widerhallte. Der Gemsbock war plötzlich verschwunden; die Kugel des Jünglings hatte ihn getroffen und in die Tiefe hinabgestürzt.

Der Sohn hatte den Vater im kühn unternehmenden Muth und Scharfsinn überflügelt; der Lehrling war selber ein Meister in der Jägerei geworden, der seines Gleichen suchte. Nachdem er das achtzehnte Jahr erreicht, wanderte er nach engadinischer Sitte in die Fremde, um ein Handwerk zu erlernen. Er zog nach St. Etienne zu einem Büchsenmacher, bei welchem er drei Jahr in der Lehre bleiben sollte. Aber die Berge hatten es ihm angethan, er bekam

das Heimweh und kehrte bald in das elterliche Haus zurück, um mit Leib und Seele der Jagd obzuliegen, der fortan sein ganzes Leben gewidmet war. Sein Jagdgewehr machte er sich selber zurecht und vervollkommnete es nach und nach so, bis es seinem Wunsche genügte. Doch auch ohne Büchse zog er fleißig in's Hochgebirge hinauf, nur um die Gegend gründlich kennen zu lernen, die Schlupfwinkel der Gemsen und ihre Wechsel zu erspähen und ihr Treiben von Sonnenaufgang bis in die Nacht zu beobachten. Schon von seinem Vater hatte er gelernt immer Salz mitzunehmen und es an geeigneten Stellen auszustreuen; begierig nach der Würze suchten die Jagdthiere solche Stellen und man konnte darauf rechnen, daß sie in früher Morgenstunde an den Salzlecken sich einstellten.

Geschossen durften sie dort nicht werden; der Jäger hatte aber doch das Mittel gefunden sie heranzuziehen. Bald war es im ganzen Engadin bekannt, daß keiner so viel Gemsen erlegte, als Jan Colani; in einer einzigen Woche erlegte er einmal 22 Stück. Auf seinen immer weiter sich ausdehnenden Streifereien war er auch in's Gletschergebiet des Bernina gekommen. Die Gemse meidet wenn sie kann das Gletschereis, liebt aber um so mehr die Nähe der Schneefelder und daran fehlt es am Bernina nicht. Colani hatte gleich erkannt, daß da ein günstiger Ort zur Hegung eines Gemsrudels sei. Darum siedelte er nach Pontresina über. Große Gebirgsreviere wurden fast sein ausschließliches Eigenthum, wo er eifersüchtig auf seine Alleinherrschaft keinen anderen Jäger duldete. Man fürchtete ihn wegen seines Jähzorns und hütete sich mit ihm anzubinden. In der Nähe seiner Alphütte hielt er etwa 200 halbzahlm gewordene Gemsen, von denen er jährlich etwa 60 Junge bekam und dafür ebenso viel alte Böcke wegschoß. Die Sulzen (Salzlecken) wurden in großem Maasstabe angelegt, und um die Gemsrudel aus größerer Ferne herbeizuziehen, ging er zur Frühlingszeit in die benachbarten Veltliner Gebirge, um sie nach der Richtung zum Bernina aufzujagen.

Die große Ergiebigkeit seiner Jagden nöthigte ihn, sich Jagdknechte zu halten; für sich allein wäre er trotz seiner stahlharten Natur den Strapazen erlegen. Mit Scharfblick wählte er die muthvollsten, kernigsten Männer. Nur guten Bekannten gestattete er zuweilen, in seinem Revier zu jagen. Fremde Jagdliebhaber zahlten ihm ansehnliche Summen für die Erlaubniß, einige Tage in seinen Alpen auf Gemsen pürschen zu dürfen.

Im Juni des Jahres 1837 erhielt der schon

hoch in den Sechzigen stehende Gemsenkönig den Besuch des deutschen Naturforschers und Jagdliebhabers Dr. Lenz, der mit seinem Graubündner Freunde N. v. Planta es darauf abgesehen hatte, in Begleitung des alten Nimrod einige Tage hintereinander der Gemsjagd obzuliegen. Sie wurden bald handelseins, und brachen am nächsten Morgen in aller Frühe auf, nachdem der Jagdfürst Salz, geräuchertes Gemse- und Murmelthierfleisch und etwas Brod in seine Weidmannstasche gesteckt hatte. Wein trank er nie vor oder während der Jagd; er lebte überhaupt nur sehr mäßig von Brod, Milch und Ziegenkäse.

breiten Eisstrom aufwärts steigend, erblickten die Jäger auf freien Weiden und Felskanten an dessen Ufern hier und da kleinere Rudel von Gemsthieren, die sich über den von der Sonne rauh geleckten Gletscher gewagt hatten. Abermals gelangten sie an grünen Rasen und sahen nach und nach etwa 40 Gemsen in langer Reihe, die Zungen immer den Alten hinterdrein, in Schußweite vorbeitraben. Doch sie durften die Flinte nicht anlegen; der Führer hatte ihnen nur den Reichthum seines Reviers zeigen wollen.

Am Morgen des nächsten Tages ging es den Brüneberg hinan. Colani schickte Herrn v. Planta



Sie gingen das nicht unbequem zu durchwandernde Rosetschthal hinan; bald gelangten sie in eine Schlucht, deren Hintergrund der Rosetsch-Gletscher bildet. Dort erblickten sie fünf Gemsen und gedachten sie sogleich einzuschließen, als Colani ihnen gebieterisch-ruhig erklärte: „Das wäre recht hübsch; allein es ist meine Salzlecke, wo ich keine Gemsen schießen lasse.“ Dann wollte er sich davon überzeugen, ob die Herren auch schießen könnten, und legte auf 150 Schritte Entfernung einen faustgroßen Stein hin, den dann jeder glücklich traf. In dem zerklüfteten Gestein zu beiden Seiten des Gletschers erblickte man Murmelthiere, die schnell nach einigen Pfiffen der Ueberraschung, die zugleich Warnungszeichen sind, in ihre Höhlen huschten. Auf dem

auf den Anstand und den Dr. Lenz führte er über einen schmalen Felskamm. Es machte ihm sichtlich Spaß, den Fremdling aus der norddeutschen Ebene die Schauer des Hochgebirges gründlich durchkosten zu lassen. So rief er ihn mitunter auf schroff abfallende Vorsprünge, von denen man in die gähnende Tiefe hinabblickte. Lenz hatte sich platt auf den Bauch gelegt, um unten Wild zu erspähen. Plötzlich hörte er über sich ein Brausen und zugleich einen Pfiff von Colani. Erschrocken richtete er sich auf und sah nun, wie dicht über seinem Kopf ein großer Lämmergeier mit der Schnelle eines Pfeils dahin sauste. Der mächtige Raubvogel ist im Nu zur Stelle, wenn er Gemsen, Kinder oder Ziegen an schmalen Felskanten gewahrt, und er fährt so-

gar an Menschen heran, wenn er sie auf so gefährlichem Standpunkte erblickt, indem er versucht, sie mit seinen starken Fittigen in die Tiefe zu stoßen. Beide Jäger legten zwar sogleich ihr Gewehr an, allein der Raubvogel war eben so schnell verschwunden, als er gekommen war.

Auch am zweiten Tage waren weder Planta noch Lenz zum Schuß gekommen; es war dem schlauen Colani offenbar darum zu thun, möglichst viel Taggelder zu verdienen. Inzwischen war die Kunde angelangt, es seien in den Camogaster Alpen zwei Bären gesehen worden. Sie eilten dorthin, übernachteten in Orlandi's schöner, wie ein Wohnhaus gebaute Sennhütte und stiegen am andern Morgen, früh 4 Uhr, (20. Juni) wieder bergan. Auf der Höhe sprang ihnen ein zottiger Hund entgegen, der eine bergamasker Schafherde bewachte, die noch ruhig auf ihrer von einem dünnen Schneeflor überzogenen Weide lag. Sie gingen an die aus rohen Steinwänden gebaute niedere Hütte, weckten den Hirten, der sie willkommen hieß, die Ache des Herdes auseinanderwarf, um seine Füße zu wärmen, dann mit dem Holz der verkrüppelten Krbe Feuer anmachte und nachdem er seine durchwärmten Füße in den Holzschuhen geborgen, seine Gäste mit Schafmilch und Schafkäse bewirthete.

Es war empfindlich kalt; der Wind wirbelte von den hohen Schneebergen die feinen weißen Krystalle auf und blies sie den Ankommenden ins Gesicht. A. v. Planta hatte nicht Lust die Jagd fortzusetzen. Lenz aber drang mit seinem rauhen Führer weiter ins Gebirge hinein. Mit einem Male trat die Sonne hinter einer Felswand hervor, der Nebel verzog sich und man durfte auf einen heiteren und warmen Tag hoffen. Uebrigens erklärte auch der deutsche Doctor seinem „Anführer“, der ihn bis jetzt in der That „angeführt“ hatte, rund heraus: „Wenn ich heute nicht zum Schuß komme, dann gebe ich die Jagd auf!“ „Warum sind wir nicht in dem Bernina geblieben?“ antwortete Colani. Sie sind den Bären nachgelaufen und hier sind die Gemsen seltener. Haben Sie aber den Muth mir zu folgen — denn ein gefährlicher Weg wird's sein — so spüren wir noch welche auf.“

Und richtig! Nachdem sie noch eine halbe Stunde theils aufwärts gestiegen, theils zwischen Felstrümmern in die Kreuz und Quer gegangen waren, nahm Colani sein Fernrohr und rief auf einen fernen Punkt zeigend: „Da sind sie! Fünf Stück! Um 9 Uhr lagern sie, wir können hier noch ein halbes Stündchen warten.“

Die Tagesordnung der Gemsen ist in der

Regel folgende. Sie kommen mit Tagesanbruch, grasen die Bergabhänge hinab, lagern sich dann meist zwischen 9 bis 11 Uhr, besonders gern am Rande senkrecht abfallender, zum Theil belaubter Felsen. — sie haben dort freie Umschau und doch auch Schatten, von unten herauf aber kann man schwer an sie herankommen. Die Wärme der Mittagssonne treibt sie wieder bergan, langsam grasend steigen sie in die Höhe und legen sich etwa um 4 Uhr wiederläuend an der Schattenseite rauher Schluchten, wo möglich am Rande eines Schneefeldes, und dann weiden sie wieder fleißig bis Sonnenuntergang. Des Nachts lagern sie sich zwischen hohen Felsblöcken oder in Grotten und unter überhangenden Felswänden, am liebsten in kleinen Rudeln. Die alten Böcke halten sich abseits. —

Nachdem die Jäger eine halbe Stunde gerastet und sich durch einen Imbiß gestärkt hatten, brachen sie auf. Die kleine Raft war ihnen sehr nöthig gewesen, denn der Weg, um den Gemsen den Wind abzugewinnen, war, wie Colani selber sagte, „fürchterlich“; er habe ihn, wie er hinzusetzte, nur Ein Mal in seinem Leben gemacht und denke noch immer daran.

Nach wenigen Minuten gelangten sie an eine senkrecht abstürzende ungeheure Wand, an der eine ganz schmale Gallerie hinlief. Colani schnallte sein Gewehr auf den Rücken, Lenz desgleichen. Der Weg war gräßlich. Unter jedem Fußtritt bröckelte die lockere Erde ab, in die Tiefe rollend, von der sich das Auge schauernd abkehrte. Die höchsten Arvenbäume erschienen nur fingerlang. Langsam und mit den Füßen tastend gingen sie vor, Lenz hatte mit dem Taschentuche sein Gesicht halb verhängt, um nicht seitwärts blicken zu können. Am Ende des Felsenbandes rief Colani: „Vorsicht!“ Der Weg hörte auf und es galt, über eine tiefe Spalte sich hinwegzuschwingen. Der Alte packte eine Felszacke, stemmte den Fuß auf und schwang sich über den Abgrund auf die hintere Seite des Felsens, seinem Gefährten es überlassend, ein Gleiches zu thun. Diesem standen die Haare zu Berge; mit dem Muth der Verzweiflung führte er dieselbe Turnübung aus, fast zur Verwunderung Colani's, der naiv genug äußerte: „Ich hätte nicht gedacht, daß wir hier noch beisammen sein würden! Nun aber zu den Gemsen, wir haben sie gut umgangen!“

Noch eine halbe Stunde und sie hatten den Kamm des Berges erreicht, an dessen Abhang sie vorher die Gemsen erblickt hatten. Nun aber schienen die Thiere verschwunden; doch endlich bemerkten sie eine größere und eine kleinere zwischen den Alpenrosen zu ihren Füßen, am Rande eines tiefen

Abgrunds. Colani nickte; mit pochendem Herzen legte Lenz an und schoß über des Alten Schultern auf die größere Gemse. Sie sprang mannhoch auf, überschlug sich und stürzte rücklings in die Tiefe. Colani stand auf einem wankenden Steinblock, schoß nach der kleineren und fehlte. Lenz wollte hinab, um seine Beute zu holen; doch der Alte wehrte und sagte mit unheimlichem Ernst: „Was in diesem Grabe liegt, das liegt sicher begraben!“

Sie gingen auf die andere Seite des Berges und gelangten in ein wüstes Steintrümmer-Thal, wo sie über scharfzantige Felsbrocken klettern mußten. Plötzlich warf sich Colani hinter eine Klippe und winkte Lenz, ein Gleiches zu thun. Was giebt's? rief dieser verwundert. Colani blickte mit dem Fernrohr in die Höhe und rief ein über das andere Mal: „Maledetto! Maledetto!“ Endlich sah auch Lenz hoch im Felsrevier eine kleine männliche Figur. „Ich kenne den Kerl nicht,“ sagte Colani, — „er hat uns noch nicht bemerkt, dort sieht er mit seinem Fernglas hinab. Es soll ihm schlecht bekommen!“

Unverwandt voll Born und Wuth den Blick auf den Fremden richtend, der es wagte in seinem Revier zu jagen, sprang er endlich auf: „Folgen Sie mir! In einer Viertelstunde kann der Jäger auf jenem Berggrücken sein; wir müssen ihm zuvorkommen und in zehn Minuten hinauf!“ Sie eilten hinauf. Athemlos sanken sie hinter einem Felsblock nieder.

Der fremde Jäger nahte rasch, das ließ beide nicht an ihre Ermattung denken. Colani spannte rasch den Hahn seiner Flinte und zielte auf den Mann. Da drückte Lenz sanft, aber mit voller Kraft sein Rohr nieder und sagte in befehlendem Ton: „Halt! vor meinen Augen laß' ich keinen Mord zu!“ Sicher lag es nicht in der Absicht Colani's, einen Mord zu begehen; er wollte dem Fremden einen Schrecken einjagen, indem er über seinen Kopf hin eine Kugel schickte. Erst warf er Lenzen einen fürchterlichen Blick zu, dann reichte er ihm die Hand und sagte: „Wir wollen uns nicht entzweien.“

Inzwischen war der Jäger zwischen den Felsen verschwunden. Colani, mit schadenfrohem Lächeln, umschlich ihn, während er seinem Gefährten bedeutete, stehen zu bleiben. „Ich kenne den Burschen durchaus nicht,“ — knirschte er — „aber ich will hinunter, und ihm einen Besuch machen.“

Mit gespanntem Gewehr in der Hand schlich er vorsichtig und leise wie eine Katze an den harmlosen Fremden heran, ohne daß dieser etwas merkte. Als er ihm ganz nahe gekommen, trat Colani schnell mit drohender Faust vor ihn, ließ aber sogleich die Hand sinken. Die beiden sahen sich einen Augen-

blick an, dann lehnte Colani seine Flinte an den Felsen und setzte sich zu dem Jäger, der ihm eine Prise Schnupstafel reichete. Als wären sie alte Bekannte, plauderten sie vergnügt mit einander — der vermeintlich fremde Jäger war in der That mit Colani befreundet, er war von Bevers, ein rüstiger Greis von 65 Jahren. Da er gehört, daß Colani am Bernina Jagd mache, so wollte er den Tag benutzen und sich rasch eine Gemse holen. Vorsichtshalber hatte er sich vermunmt, damit ihn Niemand dem Gemsenkönig verrathen möchte, vor dem auch er sich fürchtete.

Die Jagd wurde bald abgebrochen, Lenz verließ mit Planta am folgenden Tage das Engadin, da ihm alle Lust, mit Colani noch ferner zu jagen, vergangen war. Aber die Folgen der ungewohnten und außerordentlichen Anstrengung des letzten Jagd-tages spürte er noch einen Monat lang in allen seinen Gliedern. Colani dagegen, der Sechszwanzigjährige, war rüstig, wie ein Jüngling und führte bald nachher auf einer Jagd am Albris, wohin ihn sein Sohn und ein junger Freund begleiteten, ein Brauvorstück aus. Er hatte, nachdem ein Rudel Gemsen sich in einer Höhe gelagert hatte, wohin kein menschlicher Fuß vorzudringen vermochte, sich zu einem Morgenschläfchen niedergelegt, in Erwartung, der Trupp würde weiter herab ziehen. Doch es geschah nicht. Nun zog die Gesellschaft an den Steilhängen des Albris hin, als Colani in geringer Entfernung einen Gemsbock gewahrte, der auf einer Felsplatte stand, als wäre er festgebannt. Der Alte warf sich sogleich platt auf den Boden und hieß seine Begleiter ein Gleiches thun. Der Bock legte sich ruhig nieder. Peinlich war das Harren der Jäger, sie durften sich nicht rühren. Endlich in vorgerückter Nachmittagsstunde verließ der Gemsbock seinen Posten und nun eilte Colani, dem die Gefährten auf dem Fuße folgten, wie im Fluge über Klüfte und schwindliche Felsen dahin. Der Gemsbock aber war dennoch ihren Blicken entschwunden. „Es müssen noch Gemsen in der Nähe sein,“ meinte Colani, „sonst wäre der Bock nicht so weit gegangen.“ „Voll Zuversicht“ — erzählt der Sohn — „folgten wir schweißtriefend seinen Schritten und in kurzer Zeit war der Felskopf erkommen, wohin er gelangen wollte. Vorsichtig schlich er bis an den äußersten Rand des Felsens, richtete sein scharfes Auge nach einer schaurigen Schlucht hin und entdeckte fünf Gemsen, die dort Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen suchten.“

Durch Nicken und Lächeln gab er den Gefährten zu erkennen, daß er der Gemsen ansichtig geworden.

Behend schob er seinen Doppelläufer vor, schloß einmal und noch einmal und wieder bewies sein Lächeln, daß seine Kugeln nicht gefehlt hatten. Er winkte dem Sohne, ihm den Stutzen zu reichen, zielte abermals und streckte noch eine Gemse nieder.

Das war die letzte, die sein Blei erreichte.

Noch im August sollte seinem bewegten Leben ein Ziel gesetzt werden. Am ersten Sonntag dieses Monats hatte er noch wohlgenuth mit der Knabenschaft seines Wohnorts einen Wettlauf gehalten; dann kam die Zeit der Heuernte. Nach angestrengter Arbeit des Mähens legte er sich schweißtriefend auf das getrocknete Heu zum Ausruhen nieder; es wehte kühle Zugluft, und als er erwachte, klagte er über Beklemmung in der Brust. Er legte sich zu Bett, um nicht wieder aufzustehen, eine Lungenentzündung raffte ihn am 14. August 1837 dahin.

In ihm starb ein Jagdmann, wie ihn seitdem das Graubündner Land, ja man darf sagen die ganze Schweiz nicht wieder gesehen. Seit seinem zwanzigsten Jahre, wo er die Herrschaft über die Jagdreviere des Ober-Engadin an sich gerissen, hat er nicht weniger als 2700 Gemsen geschossen. Die Zahl der Thiere, die er in seinen jüngeren Jahren erlegte, war auch schon nicht klein.

Gut für die Gemsen, daß solche Könige nur selten über sie herrschen! Welche Zähigkeit und Fruchtbarkeit muß aber diesem edlen Alpenwild eigen sein, daß es sich allen Gefahren und Nachstellungen zum Trotz, mit denen es zu allen Jahreszeiten zu kämpfen hat, noch immer vor der Ausrottung bewahrt hat! Im Winter ist sein ärgster Feind der tiefe Schnee; schon manche Gemse ist auch von den Lawinen verschüttet worden, die im Frühling von den steilen Abhängen herabrutschen. Der Bär stellt alten und jungen Gemsen nach, Lämmergeier und Steinadler tragen die Zicklein gern als willkommenste Nahrung ihren Zungen in's Nest. Doch diese starken Raubthiere vermindern sich mit jedem Jahr, sie sind selber in Gefahr völlig ausgerottet zu werden. Und die Regierungen in den Schweizer Kantonen haben zum Schutz der Gemse strengere Jagdgesetze erlassen und auch die leidenschaftlichen Gemsjäger werden seltener, da die Mühsal und Gefahr dieser Jagd sie abschreckt und der Gewinn die gebrachten Opfer nicht lohnt. So ist gute Aussicht vorhanden, daß die schmutze Alpen-Antilope nach wie vor den Felswüsten des Hochgebirges nicht fehlen wird.

Erika.

Von **Heinrich Seidel.**

Original-Zeichnungen von **Woldemar Friedrich.**

raußen auf der braunen Haide lag ein einsames Haus zwischen einigen jungen Tannen, welche bis an das niedere Dach reichten. Von ferne hätte man es mit seinem von Moos und Hauslauch bedeckten Strohdach für einen einsamen Hügel in der weiten Ebene halten können, wenn nicht zuweilen blauer Rauch aus seinem Schornstein aufgestiegen wäre. Dort wohnte ein alter Mann mit seiner Tochter Erika und seinen Bienen ganz allein; meilenweit im Umkreise war kein anderes Haus anzutreffen. Selten kam ein Wanderer in die Nähe; dort war nur Himmel, Luft und die weite flache Haide, ab und an Tannen oder Birken, einzeln oder in kleine Häufchen zusammengedrängt, im Sommer das rothblühende Haidekraut mit summenden Bienen und schwirrendem Sommergethier, und im Winter die weite weiße Schneefläche, darin die dunklen Tannen standen mit beschneiten Nesten.

Die kleine Erika war immer allein. Die Mutter

war schon lange todt und bei der hohen einsamen Tanne lag sie begraben neben dem großen Steine. Dort befand sich auch ein wilder Rosenstrauch von außerordentlicher Schönheit, der einzige in weitem Umkreise. Wenn der im Frühling in Blüthen stand, war es schön zu sehen, wie er sich hinbreitete und seine langen blühenden Zweige über den grauen Stein und das einsame Grab ränken ließ. Das war Erika's Lieblingsplätzchen. Dort saß sie oft und schaute über die Haide hinaus, welche im Sonnenduste dalag, durch die zitternde Luft zu den zarten blauen Höhenzügen, zwischen welchen fern der Fluß einherzog, in dessen Umkreise sich die Haide in grüne Wiesen und wogende Felder verlor. Oft auch horchte sie dem Vater, wenn er bei den Bienen saß und ihr erzählte von den Ländern, welche er in seiner Jugend gesehen hatte, von den mächtigen Bergen, Wäldern und schäumenden Gebirgswässern, von breiten gewaltigen Strömen und prächtigen Gärten mit wunderbaren Blumen, von großen Städ-

ten und dem Drängen und Treiben der Menschen. „Ach, das ist schön!“ sprach sie; „werde ich das alles auch einmal sehen?“

„Vielleicht, wenn du groß bist,“ antwortete der Vater. Dann ging sie wieder zu dem grauen Stein, schaute hinüber zu den blauen Bergen und sehnte sich nach den Herrlichkeiten, von welchen sie soeben gehört hatte.

Einst an einem schönen Frühlingsmorgen, als die Rosen in Blüthe standen, und die Luft voll singender Haidelerchen hing, saß sie wieder dort. Die Sonne glänzte in ihren braunen lockigen Haaren, und der leichte Wind, der über die Haide ging, spielte mit ihnen. Einige frühe Schmetterlinge waren auch schon dort und flatterten über den jungen Rosen. Da kam es mit leichtem Flügelschlage angerauscht und ein großer bunter Vogel setzte sich über ihr in die Tanne. Solchen wunderbaren Vogel hatte Erika noch nie gesehen. Sein Gefieder schimmerte in allen schönen Farben, und als er sich von der Tanne herniederschwang und sich nahe vor ihr auf ein Bäumchen setzte, schwebte sein langer Schwanz wie ein blinkender Feuerstreif hinter ihm her. Dort saß er nun und schaute Erika mit seinen klugen Augen zutraulich an. Sie stand auf, um ihn in der Nähe zu sehen, aber der Vogel flog wieder auf, schwebte glänzend vor ihr her auf einen kleinen Erdhaufen und schaute sich wieder um.



Wie war der Vogel schön! vielleicht kam er nie wieder; den mußte Erika doch in der Nähe sehen, und sie folgte ihm weiter und weiter wie verzaubert. Einmal sah sie sich um. Das Haus lag schon ziemlich weit hinter ihr, der helle Rauch stieg daraus auf gerade in die Luft. Es war ihr, als müsse sie umkehren, und die Haidelerchen in der blauen Luft sangen alle:

„Kehr' um, kehr' um, noch ist es Zeit!
Die Welt ist groß, die Welt ist weit!
Kehr' um, kehr' um, noch ist es Zeit!“

Es war ihr, als hörte sie ihren Vater rufen: „Erika! Erika!“ und eine Biene summte um ihre Ohren:

„Summ, summ, kehr' um!
Summ, summ, kehr' um!“ —

Dann sah sie aber wieder nach dem Vogel, der dicht vor ihr in einer niedrigen Birke saß und seine

Flügel in der Sonne wiegte, daß sie gleißten wie eitel Gold und Edelgestein, und sie folgte ihm wieder.

Bald dachte sie gar nicht mehr daran umzukehren, sondern sie sah nur den schönen Vogel wie einen Goldstreif vor sich herziehen und ging immerfort hinter ihm her. Die Sonne glühte auf ihren Wangen, — sie merkte es nicht. Es ward Mittag, und dann rollte die Sonne langsam zum Horizont hernieder; Erika aber sah nur den bunten Vogel und folgte ihm. Allmählich ward es grüner und grüner, die Haide verlor sich, blühende Gründe lagen dort und sanfte bewaldete Hügel zogen sich weit hin, und endlich spät am Nachmittage, als die Sonne, wie eine glänzende strahlenlose Scheibe anzusehen, tief am hellgrauen Himmel stand, kam sie an einen breiten Fluß, der ruhig sein Wasser zwischen sanften grünen Hügeln fortziehen ließ. Dort lag am Ufer ein Rahn; der Vogel flog auf die Spitze desselben und schaute sich flügelwiegend um. Erika stieg hinein und langsam löste sich der Rahn vom Ufer und glitt sanft den Strom mit ihnen hinab. Jetzt flog der Vogel zutraulich an sie heran und schmiegte sich gegen ihre Hand, als sie ihn sanft streichelte. Er war so glänzend, daß sie dachte, die Funken müßten unter ihren Fingern davonsiegen.

Aber die Sonne lag noch groß und rund zwischen zwei Hügeln, wie eine gewaltige Goldfrucht in einer dunklen Schale, und verank langsam dazwischen. Das Abendroth glühte hinter ihr auf, leichte Nebel wallten über den Strom hin, und aus dem blaugrauen Himmel blinkten schon einzelne Sterne hervor. Erika hatte gar nicht darauf geachtet, denn sie hatte nur den wunderschönen Vogel betrachtet; aber nun schaute sie ängstlich auf, da sie so allein auf dem dunklen Wasser schwamm. Sie dachte mit einem Male an ihren Vater, den sie verlassen, und an den weiten Weg, den sie zurückgelegt hatte, und wußte sich keinen Rath vor Betrübniß. Sie sah voll Angst hinaus über das Wasser zu den Ufern, welche sie in der Dunkelheit und im schwimmenden Nebel kaum unterscheiden konnte. Unterdessen war auch der Mond zwischen den Bäumen groß und roth hervorgekommen und ins Blau emporgestiegen; er glitt über den Hügeln immer neben ihr her und sah ernsthaft auf sie hernieder. So schauerlich einsam und still war es auf

dem Flusse; nur die kleinen Wellen plätscherten gegen den Rahn an, und manchmal rauschte und gurgelte es aus dem Wasser geheimnißvoll empor, als wenn Jemand aus der Tiefe heraufstiege. Es erhob sich auch der Nebel stärker und ballte sich über den Strom hin zu allerlei schreckhaften weißen Gestalten, die in einander und aus einander flossen und die Arme nach der kleinen Erika ausstreckten, so daß diese zusammenschauerte, das Gesicht verhüllte und vor Schreck und Angst in Weinen ausbrach.

Als sie es wagte wieder aufzuschauen, sah sie gerade auf den Vogel, welcher auf der Spitze des Rahnes saß und einen hellen milden Schein um sich hatte. Sie bemerkte keine weißen Nebelgestalten mehr, sondern ringsum war Alles dunkel, nur der Rahn schwamm in einem sanften Lichtschein dahin. Da ward ihr ganz tröstlich zu Muth; sie sah auf den Vogel, der ganz ruhig darsaß; dann wiegte sie allmählich das sanfte Schaukeln des Rahnes und das leise Plätschern der Wellen in Schlaf.

Am anderen Morgen, als sie erwachte, fuhren sie ganz dicht am Ufer des Stromes einher. Die mächtigen Bäume neigten sich weit hin über das Wasser, und die Fluth beplätscherte ihre knorrigen Wurzeln. Der Morgenjonnenschein aber tanzte durch die Zweige auf dem Gewässer, und in den Wipfeln schmetterten unermüdlich die Finken. Da sah Erika schlanke Rehe und gewaltige Hirsche wandeln zwischen den Stämmen, Eichhörnchen kletterten in den Zweigen und schauten auf sie herab.

Der Fluß ward breiter und breiter, die Ufer wichen immer weiter zurück, und der Rahn fuhr in einen gewaltigen See hinaus, der glatt in der glänzenden Sonne dalag. Bald verschwanden die Ufer an den Seiten ganz, aber am Horizont tauchte ein blauer Streif auf, wie eine ferne Insel. Der Rahn fuhr schneller und schneller, und der Vogel, welcher bis dahin ganz stille dageessen hatte, ward unruhig und schwang sich zuweilen in die Luft empor, als wollte er sich umschauen, so daß Erika immer fürchtete, er würde wegfliegen; aber er kam immer wieder und ließ sich von ihr streicheln. Das gegenüberliegende Ufer ward grüner und deutlicher; Erika unterschied bewaldete Hügel und Baumgruppen. Dann leuchtete es blau und roth, gelb und weiß darin auf wie mächtige Blumen, die alle Zweige bedeckten.

Rings um das Ufer im Wasser standen dicht gedrängt riesenhohe schilfartige Gewächse mit breiten schwertförmigen Blättern; daraus waren gewaltige Blumen aufgeschossen an langen schwankenden Stengeln, die leuchteten wie weiße Sonnen.

Deutsche Jugend. XV.

Erika wußte gar nicht, wie sie durch diese grüne Mauer kommen würde, aber der Rahn fuhr gerade darauf zu; da rauschte die Schilfwand auseinander, und wie durch ein grünes Thor schoß er hinein und glitt sanft ans Ufer.

Da stieg Erika aus auf eine wunderschöne sanft ansteigende Wiese, welche rings von gewaltigen Bäumen eingeschlossen war; von der Höhe floß ein leiser Bach durch sie hin. Der Vogel flog vor Erika her einen schmalen Weg entlang, der zwischen schwankenden Blumen sich hinzog. Zuweilen waren zwischen den niederen Gewächsen gewaltige Pflanzen aufgeschossen, breitblättrig und fabelhaft, welche sonnen-gleiche strahlende Blumen trugen, und überall schaukelten riesengroße Schmetterlinge taumelnd umher.

Endlich trat sie aus dem Walde hinaus auf einen weiten freien Platz, der mit sanftem Rasen bedeckt war. In der Mitte desselben erhob sich ein gewaltiger, von Schmetterlingen umflatterter Baum, dessen Zweige bis auf die Erde niederhingen, als würden sie von der Last der buntpfarbigen Glockenblumen niedergezogen, welche sie über und über bedeckten. Nun erhob sich der Vogel in die Luft, flog auf den Baum zu und verlor sich in seinen Zweigen.

Erika stand allein auf der grünen Wiese vor dem Baume und fürchtete sich fast, denn es gingen da ernsthafte große Vögel einher, mit langen rothen Beinen und einem gravitatischen Schnabel, welche ausfahen, als hätten sie dort sehr viel zu sagen; aber sie thaten ihr nichts, sondern sahen sie ganz gutmüthig an. Mit einem Male rauschten die Zweige des Baumes auseinander, und hervor trat eine wunderschöne Frau in langem weißem Gewande, die nahm Erika bei der Hand und sprach: „Liebe Erika, willst du bei mir bleiben auf meiner schönen Insel?“

Da fiel Erika mit einem Male ihr alter Vater ein und das kleine Haus auf der Haide, und der Rosenstrauch auf dem Grabe ihrer Mutter, und sie rief: „Nein, nein, ich muß fort! Mein Vater grämt sich um mich! — Ach ich bin sehr schlecht gewesen, daß ich fortgelaufen bin!“ und dann weinte sie.

„Sei still, Erika,“ sagte die schöne Frau und streichelte ihr das braune Haar, „du sollst ihn bald wiedersehen; aber es ist weit von hier, und du mußt dich ausruhen.“

Dann ging sie mit Erika unter den blühenden Baum zurück, der seine mächtigen weittragenden Äste zu einer wunderbaren Grotte wölbte. Der

leichte Wind säufelte in seinen Zweigen, und es war ein leises Wispern und Klingen unter seiner Halle, wie sanfte Musik. Hier setzten sie sich auf prächtige Decken, welche dort ausgebreitet waren, und ein Mahl stand bereit in zierlichen silbernen und goldenen Gefäßen, rothfunkelnder Wein in Krystallflaschen und goldglänzende Früchte in Schalen von Edelstein. Die Fee nahm einen Becher rothen Weines und bot Erika zu trinken an. Da war es ihr wieder, als höre sie die Haidelerchen singen:

„kehr' um, kehr' um, noch ist es Zeit!
kehr' um, kehr' um, noch ist es Zeit!“

und ganz aus der Ferne tönte es wie der Ruf ihres Vaters: „Erika! Erika!“

Doch die Fee lächelte holdselig und sprach: „So trink' doch, Erika!“ Und der Wein duftete so betäubend, daß sie unwillkürlich den Becher ansetzte und einen tiefen Zug that. Da ward es ihr rosenroth vor den Augen, und es ging ein Sausen durch ihren Kopf, als wenn Alles fortzöge, was bis jetzt darin gewohnt; dann hörte sie ein liebliches Klingen und Läuten, und als sie wieder zu sich kam, hatte sie von dem Zaubertraute Alles vergessen, den Vater, das einsame Haus auf der Haide, und Alles.

Wenn sie zurückdenken wollte in die Vergangenheit, war Alles dunkel, und nur die Gegenwart war schön, rosig und lustig. Die Fee zog sie an sich und küßte sie, denn nun gehörte sie ihr ganz, und dann aßen sie zusammen von den Früchten, bis die ernsthaften Vögel kamen und die Gefäße mit ihren Schnäbeln forttrugen, welches alles sie sehr pünktlich und schweigsam verrichteten. Dann kam ein mit weißen Pfauen bespannter Wagen herangeflogen, und die Fee sprach: „Liebe Erika, ich muß jetzt fort und komme erst am Abend wieder; unterdessen magst du dir die Insel besehen. Einer von den

Vögeln wird dich umherführen, und wenn du willst, magst du auch auf ihm reiten; fürchte dich nur nicht.“

Dann traten sie aus der Baumhalle hinaus, und die Fee flog mit ihrem Wagen davon, hoch hinein in die blaue Luft, bis sie zuletzt, in ihrem weißen glänzenden Gewande wie ein schimmernder Stern anzusehen, am blauen Himmel verschwand.

Erika ging dann umher und betrachtete den Baum, der mit seinen Glocken wie ein gewaltiger, farbig blühender Berg vor ihr stand. Da sah sie, wie fortwährend neue Blumen hervorzuschossen und verblühte niedersanken; aber sie kamen nicht zur Erde, denn im Fallen verwandelten sie sich in Schmetter-



linge und flatterten fort in den Wald. Auch Früchte saßen daran, wie glänzende Kugeln; von Zeit zu Zeit sprang eine davon auf, und ein schimmernder Vogel flog daraus hervor und setzte sich in die Zweige oder zog nach dem Walde hinüber. Als sie noch so stand und schaute, kam einer der großen Vögel herbei, verneigte sich gravitatisch vor ihr, ging dann vor ihr her und

führte sie überall umher. Als Erika sah, wie sanft und zutraulich er war, bekam sie Lust auf seinen Rücken zu steigen, was ihr von einem Baumaste aus auch ganz gut gelang; aber wie erschrak sie, als er plötzlich einen Anlauf nahm, die mächtigen Flügel regte und mit ihr in die Luft hinaufstieg. Sie klammerte sich angstvoll an seine Federn; aber bald fürchtete sie sich nicht mehr, denn es saß sich auf seinem Rücken so sanft und sicher wie in einer Wiege, und es war herrlich, so von oben auf Land und Wasser niederzuschauen. Zuerst stieg der Vogel hoch hinauf, daß die Insel im See erschien, wie ein farbiger Teppich auf blauem Grunde. Dann aber schwamm er in langsamen Kreisen in der Luft umher und senkte sich sanft zur Insel nieder. Unterdessen war es Abend

geworden und die Sonne tauchte rothglühend von dem wolkenlosen Himmel in den See; da sank der Vogel schnell mit Erika zur Erde nieder und setzte sie bei dem blühenden Baume ins Gras.

Jetzt flogen in der Dämmerung Leuchtkäfer wie kleine Laternen umher, und in jeder Blume saß einer und illuminirte, daß sie alle ein sanftes weißes oder farbiges Licht ausstrahlten. Vor Erika her aber flogen immer zwei gewaltige Laternenschmetterlinge und leuchteten ihr. Als sie nun den glänzenden Käfern nahsah, welche in der Luft sich kreuzend umhertummelten wie fliegende Sterne, bemerkte sie plötzlich gegen den dunklen Himmel ein strahlendes Licht in der Höhe, welches größer und größer erschien, wie es sich näherte. Bald erkannte sie die Fee auf ihrem schimmernden Wagen, gezogen von den weißen Pfauen, welche jetzt auf den Köpfen einen strahlenden Stern trugen. Sie begrüßte Erika und brachte sie dann unter den Baum, wo die Vögel bereits eine weiche, schaukelnde Hängematte unter den Ästen ausgespannt hatten. Da legte sich Erika zum Schlafen hinein. Durch die Zweige leuchteten sanft die Blumenglocken auf sie hernieder; zuweilen irrte summend ein Käfer wie ein Feuerfunke durch den Baum, die beiden Laternenschmetterlinge aber hatten ihr Lichtlein ausgemacht, saßen ihr zu Häupten und fächelten mit den Flügeln, und unter dem Summen der Käfer und dem leisen Wiegengesang des Baumes entschlief sie süß und sanft.

Erika lebte nun viele Tage bei der Fee auf der schönen Insel. Des Morgens, wenn der Rand der Sonne eben aus dem See hervorschaute und seine Strahlen in die Wipfel der Bäume warf, sprang sie aus ihrem schwebenden Bettlein und stieg auf einem der niederhangenden Nester wie auf einer natürlichen Treppe in den Baum hinauf. Dort schlief die Fee in einer dichten Grotte von Blättern und Zweigen. Dann stiegen sie zusammen auf den Wipfel des Baumes, wo man die Insel übersehen konnte, setzten sich dort auf die dichten Zweige, und Erika kämte mit einem goldenen Kamme die langen goldfarbenen Haare der Fee; die Schmetterlinge umtanzten sie und die Vögel flogen über sie hinweg. Ringsherum lag der blühende Wald und ferner weit hinaus der blaue See, bis er in einer feinen Linie mit dem dämmernden Horizont sich begrenzte. Bald nachher flog die Fee fort auf ihrem Pfauenwagen, und Erika war allein den ganzen Tag. Sie spielte dann mit den Blumen, Schmetterlingen und Vögeln, und war lange Zeit fröhlich und glücklich.

Doch dann erschien es ihr gar nicht mehr so schön auf der Insel. Alles blieb sich gleich, es war

immer dasselbe. Der große Baum blühte und blühte, die Blüten fielen ab und wurden Schmetterlinge, und aus den Früchten kamen immer wieder die glänzenden Vögel hervor. Immer war der Himmel heiter, klar und blau, und die Fee flog stets am Morgen weg und kam am Abend wieder: so ging es einen Tag und alle Tage.

Eines Morgens nun, als Erika aufrecht in ihrem Bette saß und recht verdrießlich ausah, denn sie dachte an den langen Tag, der vor ihr lag und an die ewigen bunten schweigsamen Vögel und Schmetterlinge und an alle die Pracht, welche sie so genau kannte, da war ihr mit einem Male, als höre sie aus weiter Ferne ganz leise den Gesang eines Vogels. Das klang so wehmüthig und sehnsüchtig, daß ihr ganz wunderbar ums Herze ward; sie horchte darnach, und es war ihr immer, als müsse sie sich an etwas erinnern, was früher gewesen war, aber es wollte ihr nicht einfallen. Sie stand auf und ging dem Klange nach, aber da ertönte es ferner und ferner und verstummte endlich ganz. Da fiel ihr plötzlich ein, daß sie auf der Insel nie den Gesang eines Vogels gehört hatte, denn die bunten Vögel waren stumm, und auf der ganzen Insel hörte man nie einen Ton.

Da lief sie schnell zu der Fee und rief: „Du, warum singen die Vögel hier nicht?“ Die Fee lächelte und sprach: „Sie werden schon singen, wenn du sie mit diesem Stäbchen anrührst.“ Dabei reichte sie ihr ein goldnes Stäbchen.

Nun lief Erika fröhlich fort in den Wald, lockte die Vögel herbei und berührte sie mit dem Stäbchen, und sofort erhoben sie eine liebliche stotternde Stimme und sangen, daß es durch den Wald schallte. Erika jubelte und rührte sogar die großen Vögel auf dem Rasenplatze damit an; aber diese verneigten sich tief vor ihr und gaben ein so rauhes heiseres Gebrüll von sich, daß Erika erschrak und in den Wald lief, um es nicht zu hören. Nun war es auf der Insel wie verwandelt. Wo früher kein Ton sich hören ließ, war nun ein Schmettern, Jubeliren und Flöten, daß es die Ohren betäubte, und Erika lief umher und ward gar nicht müde die Vögel anzurühren, sie sollten alle singen, alle, die da waren. Gegen Abend aber verstummte einer nach dem andern und bald war es auf der Insel still wie zuvor.

Am andern Morgen, als die Sonne aufging, war Erika schon wach, allein alles war stumm und still; die Vögel flogen glänzend umher im Sonnenlichte, aller keiner gab einen Ton von sich.

Die Fee erklärte es ihr: „Die Berührung wirkt

nur auf einen Tag, am Abend verstummen die Vögel und erhalten die Stimmen nur durch eine neue Berührung wieder."

An diesem Tage berührte Erika nur einige Vögel mit ihrem Stäbchen und hörte dem lieblichen Gesänge zu; aber es dauerte nicht lange, da erschien ihr der Gesang nicht mehr so schön wie vorhin. Die Vögel saßen dort im Sonnenschein, ließen ihr prunkendes Gefieder glänzen und sangen ihr Lied immer wieder von vorn, immer gleich schön, immer dasselbe, als hätten sie ein Uhrwerk im Innern. Es war Erika immer, als fehle die Hauptsache an diesem Gesänge, sie konnte nur nicht sagen, was. Zuletzt wußte sie es auswendig: „Tireli, Tirela! gluck . . gluck . . gluck zizizizi! . . .“ . Dann lief sie fort, um es nicht mehr zu hören, und am Abend war sie froh, als die Vögel endlich schwiegen.

An diesem Abend konnte sie nicht einschlafen. Sie war traurig und wußte nicht warum, und starrte in das dunkle Gezweige des Baumes, durch welches sanft die Blumen hereinleuchteten. Da hörte sie wieder den sanften Gesang jenes Vogels und es schien ihr in größerer Nähe zu sein, als schwebte er in der Luft über dem Baume. Nun grübelte sie wieder und sann und sann, und es wollte ihr doch nicht einfallen. Eine tiefe Sehnsucht kam über sie, es war, als zöge der Vogel mit seinem wehmüthigen Gesänge sie fort, als müßte sie gleich auffliegen und ihm nachfolgen. Endlich ward der Gesang leiser und leiser, und dann schloß sie darüber ein.

Nun hatte Erika gar keine Lust mehr die andern Vögel singen zu hören; sie ging trübseelig umher, und nichts machte ihr Vergnügen. Alle Abende sang der Vogel; es schien ihr, als säße er jetzt oben in dem großen Baum, und fast die ganzen Nächte konnte sie nicht schlafen vor Sehnsucht und Unruhe, und sie wußte doch nicht wonach. Eines Morgens sprach die Fee zu ihr: „Du bist nicht mehr so fröhlich als sonst, liebe Erika, sehnst dich gewiß nach Gesellschaft. Nimm nur dein goldenes Stäbchen und rühre die Blumen damit an; dann werden liebliche Kinder daraus und du kannst mit ihnen spielen.“

Da jubelte Erika, lief in den Wald hinaus und berührte eine weiße Blume damit, welche sie vor allen liebte. Sogleich tauchte aus dem Blumenkelche ein lichtiges Kinderantlitz hervor mit hellen weichen Locken, die weißen Blumenblätter stoffen zu einem Kleide hernieder, und da stand ein liebliches Mädchen und lächelte sie an. Sie küßten sich gleich, und dann rührte Erika noch mehr Blumen an.

Die rothen wurden zu schwarzlockigen Kindern mit leuchtenden schwarzen Augen, die blauen wurden blond und die gelben braun von Haar.

Das war nun ein herrliches Leben den ganzen Tag. In dem großen Baume, auf dessen breiten, mit weichem Moos bewachsenen Nestern sie einherlaufen konnten wie auf Fußsteigen, und auf dessen dichtbelaubten Zweigen sie saßen wie auf weichen Kissen, tummelten sie sich umher und spielten „Verstecken“, „Besuch“ und „Wie gefällt dir dein Nachbar“, und dann tanzten sie alle auf dem Rasen bis zum Abend.

Als die Sonne versinken wollte, verloren sich die Kinder eins nach dem andern in den Wald; nur das erste war noch da, das aus der weißen Blume. Erika wollte es festhalten, denn es sollte bei ihr in der Hängematte schlafen, weil sie es so lieb hatte, aber es entwand sich ihr und verschwand im Dämmern des Waldes. Erika war aber doch ganz vergnügt, denn sie dachte: „Morgen werden sie wiederkommen, und dann spielen wir noch schöner als heute.“ Mit dem Gedanken schloß sie ein.

Es ließ sich aber am andern Morgen kein Kind sehen, so viel auch Erika suchte und im Walde nach ihnen rief. Es blieb ihr nichts weiter übrig, als neue Blumen zu verwandeln. Nun war sie aber gar nicht mehr so vergnügt wie am vorigen Tage, denn sie mußte immer denken, wo die andern wohl geblieben wären.

Heute ritten sie alle auf den großen Vögeln in die Luft hinein, und Erika vergaß fast ihren Kummer, als sie mit der ganzen bunten Schaar sich in der Luft herumtummelte, und die Vögel prächtige Schwenkungen machten, über einander hinwegflogen und dann in großen Kreisen langsam wieder zu der Erde niederschwebten. Dann spielten sie am Bach, wo er sanft dahinsloß, machten sich Röhre aus großen Blättern, spannten Libellen davor und fuhren darin spazieren bis an den See hinaus. Dort saßen sie im Rohr und bliesen auf kleinen Pfeiflein, welche sie sich schnitten, und spielten mit den Fischen, welche zutraulich ihre Köpfe aus dem Wasser steckten. Gegen Abend aber tanzten sie wieder auf dem grünen Plaze am Baum. Als die Sonne untergehen wollte, fingen die Kinder wieder an in den Wald zu laufen, und ehe Erika es sich versah, war nur noch eines dort, welches eben mit ihr gespielt hatte.

Da umschlang Erika das Kind und rief: „Du sollst nicht fortlaufen, du sollst mir sagen, wo ihr bleibst, ich will es wissen!“

Das Kind aber wand sich in ihren Armen und

strebte fort. Als es sich eben mit Mühe von Erika losgemacht hatte, verschwand der letzte Schimmer der Sonne am Horizont, das Kind schrumpfte zusammen, und eine verwelkte weiße Blüthe lag zu Erikas Füßen. Sie weinte laut auf, kniete nieder und küßte die Blume und berührte sie mit dem Stäbchen, aber sie blieb todt und welk.

Als sie dann traurig in ihrem schwankenden Bettlein lag und weinte, da hörte sie wieder den leisen fernen Gesang, und er kam näher und näher; endlich hörte sie ihn oben im Baume und nun näher und näher, als käme der Vogel die Zweige herniedergehüpft. Dann hörte sie ein leichtes Flattern und nun sah sie ganz deutlich in dem hellen Scheine, welchen die Blumen ausstrahlten, ein kleines graues Vögelchen auf einem Zweige dicht über sich sitzen. Das sang, und sang so schön, daß Erika die Thränen in die Augen kamen.

„Singe nicht so laut, kleines Vögelchen, die Fee möchte dich hören,“ sagte Erika. Nun verstand sie alles was der Vogel sang.

„Sie hört mich nicht, sie hört mich nicht. Nur du allein hörst mich; für dich singe ich. Weißt du wohl noch, Erika? Kennst du das kleine graue Haus auf der Haide, wo die summenden Bienenstöcke stehen? Hast du wohl einmal an den alten Mann gedacht, deinen Vater, der dich so lieb hat, und der nun ganz allein ist, ganz allein? Erinnerst du dich nicht des Rosenstrauches auf dem Grabe deiner Mutter unter der hohen einsamen Tanne? Erika! Erika!“

Und wie aus einem Nebel tauchten Erika die Erinnerungen auf. Sie sah alles, was der Vogel sang, und es überkam sie eine gewaltige Sehnsucht.

„Ich muß fort, ich muß fort, ich muß nach Hause!“ sprach sie. Aber das Vögelchen sang weiter:

„Wie schön ist die Haide, wie schön. Wenn sie roth hinausblüht ins Weite bis an das blaue Himmelsrund, und die Bienen summen im duftigen Kraut und die Haideleerchen darüber stehn wie klingende Sterne! Und die Sonne wandelt im Blau und glüht hernieder, daß die Luft zittert über dem blühenden Meere, — und die blauen Schmetterlinge flattern darüber hin. Wie schön ist die Haide, wie schön!“

Unter dem Gesange war der Vogel fortgefollert, ferner und ferner tönte der Gesang, und wie hoch aus der Luft vernahm Erika noch einmal: „Wie schön ist die Haide, wie schön!“ Dann war alles still.

Erika saß aufgerichtet in ihrem Bette. „Ich muß fort, ich muß fort, ich muß nach Hause!“ sagte

sie. Aber wie sollte sie wegkommen? Ringsum floß das Wasser, und die Fee ließ sie gewiß nicht fort; sie fürchtete sich sie zu bitten, und fort mußte sie, sonst starb sie vor Sehnsucht.

Dann dachte sie wieder an den Vater und an seinen Kummer, daß sie ihn verlassen hatte, und weinte sich endlich in Schlaf. Am andern Morgen lief sie am Wasser entlang auf der ganzen Insel unher und suchte eine Oeffnung in der undurchdringlichen hohen Schilfwand. Aber rings standen dicht gedrängt die scharfen schwertförmigen Blätter wie eine Mauer, und schnitten ihr die Hände blutig, wenn sie hindurchwollte. Endlich fiel ihr der Bach ein; sie eilte hin und jubelte auf, als sie sah, daß derselbe durch eine Oeffnung in der Schilfwand in den See floß. Nun saß sie nieder und machte sich einen Kahn aus einem großen zähen Blatte, und neben ihr auf einem Zweige saß das graue Vögelchen und sang zur Arbeit. Sie hastete sich sehr, denn sie mußte fort, ehe die Fee zurückkam. Die Sonne senkte sich zum Horizont, als sie fertig war. Da brach sie einen Zweig ab zum Rudern, setzte sich getrost in den leichten Kahn und stieß vom Lande ab; das Vögelchen flog ihr auf die Schulter. Zuerst fuhr sie zwischen den Schilfwänden hin, denn weit hinaus stand das Rohr in den See. Als sie eben um eine Biegung ins Freie hinausfahren wollte, standen da zwei große Vögel im Wasser wie Wächter an beiden Seiten. Die sperren ihre gewaltigen Schnäbel auf, klappten grimmig damit und hackten nach Erika. „Das Stäbchen, das Stäbchen!“ sang ihr das Vögelchen ins Ohr. Als sie die Vögel damit berührte, verbeugten sie sich ganz ehrerbietig, daß die langen Schnäbel ins Wasser tauchten, und ließen sie vorüberfahren. Sie ruderte nun in den See hinaus, der still und glatt in der Abendsonne dalag, und weiter und weiter blieb die Insel hinter ihr zurück. Die Sonne versank in schweres Gewölk, das lang hingestreckt am Horizonte lag, und das Abendroth warf einen rothen Schein über den See hinaus. Dann erblaßte der Schein, und dunkel ward die Fluth und dunkel ward es ringsum, und die wimmelnden Sterne glänzten am Himmel und ihre flimmernden Spiegelbilder ruhten tief im Grunde des Wassers. Bald aber kam der Mond aus den Wolken hervorgegangen und machte eine glänzende Straße über den See hinaus, und Erika fuhr immer darin weiter und ruderte, daß ihr die Hände blutig wurden. „Halt' aus, halt' aus!“ sang das Vögelchen.

Plötzlich hörte Erika ein liebliches Klingen und Sausen in der Luft, und dann sah sie etwas wie

eine weiße Wolke ihr entgegen kommen die Mondstraße entlang. Dann unterschied sie Stimmen und feines silbernes Lachen, und dann kam es näher, und sie sah, daß es weiße liebliche Gestalten waren, mit langem wehendem Haar und weißen nachschwebenden Gewändern, und Flügelchen an den Schultern so durchsichtig wie Glas. Die hatten sich bei den Händen gefaßt und bald zogen sie in langer Reihe, bald drehten sie sich im Ringeltanz, während sie über das Wasser dahinslogen.

Sie zogen heran und über Erika hinweg, schauten hernieder und nickten ihr zu und verschwanden im Mondschein.

„Es sind die Elfen, sie gehen ans andere Ufer,“ sang der kleine graue Vogel. —

Als die Fee nach Hause kam und Erika auf der ganzen Insel nicht fand, stieg sie auf einem Vogel in der Luft empor und erblickte Erika, wie sie im Mondschein weit auf dem See fuhr. Sie hatte aber außer der Insel keine Macht sie zurückzuholen. Da sie aber sehr zornig war, erregte sie einen gewaltigen Sturm auf dem See, daß Erika ertrinken sollte. Die Wolken zogen vor den Mond, daß es ganz dunkel ward, und der Wind machte sich auf, und heulte über den See hin, daß die Wellen sich empor bäumten und wie dunkle Ungethüme mit weißen Rämmen einherzogen und Erika zu verschlingen drohten.

Die saß in ihrem kleinen Schiffelein und zitterte und blickte angstvoll in die Nacht hinaus. Aber das Böglein sang ihr ins Ohr: „Halt' ans, halt' ans!“ Da faßte sie wieder Muth und schöpfte mit ihren kleinen Händen hastig das Wasser aus, welches in das Schiffelein drang; aber der Sturm ward mächtiger und die Wogen warfen das Schiffelein umher wie einen Spielball; dann kam eine gewaltige Welle angezogen und schlug über sie hinaus, und ihr vergingen die Sinne.

Als sie wieder zu sich kam, lag sie auf einem grünen Rasen am Ufer des Sees, der noch in leichten Wellen sich regte; die Sonne schien schon durch das Gezweige und glänzte über dem Wasser.

Da war nun ein großer, wilder Wald, viele Meilen weit; aber sie ging den ganzen Tag; das

Böglein flog vor ihr her und zeigte ihr den Weg. Wenn sie müde war, sang das Böglein und die Sehnsucht trieb sie fort über Berge und durch Thäler. Die Dornen rissen sie blutig und die spitzen Steine zerschnitten ihr die Füße; aber sie achtete nicht Schmerz und Hunger; nur im Vorübergehen streifte sie Beeren von den Büschen und aß sie. Des Nachts, wenn sie im Moose lag und schlafen wollte, brüllten die wilden Thiere rings umher und gewaltige Eulen mit glühenden Augen flogen geräuschlos über sie hin und riefen schauerlich: „Schuhu, Schuhu!“ Aber das Böglein sang ihr ins Ohr und sie hörte nicht darnach.

Sie war schon viele Tage gegangen, da ward eines Morgens der Wald lichter und lichter, bald standen nur noch einzelne Tannen dort zerstreut, und dann trat sie hinaus auf die Heide, die sich weit einsam und flach dahinzog. Erika jubelte auf, warf sich auf den Boden und küßte die Erde. Noch war aber der Weg weit, die Sonne brannte glühend vom Himmel, und weit und breit war kein Quell, daß Erika fast verschmachtet wäre.

Aber das Böglein flog vor ihr her und sang, da fühlte sie den brennenden Durst nicht mehr. Endlich am Nachmittage sah sie einen blauen Rauch am Horizonte in die klare Luft aufsteigen und hastiger wurden ihre Schritte. Dann tauchte auch das graue Haus hervor zwischen den jungen Tannen — fern lag es wie ein kleiner Hügel in bläulichem Dufte —, und am Abend, als die Sonne hinter ihr untergehen wollte, war sie dort athemlos vor Hast und rief schon von ferne: „Water, Water!“ Der stand bei seinen Bienenstöcken und drehte sich hastig um, da flog sie an seine Brust und schluchzte und weinte vor Freude.

Das graue Böglein aber schwang sich jubelnd in die Luft empor zu den Haidelerchen, welche dort oben den stillen glänzenden Abend besangen, und die Sonne versank wie eine große roth-goldene Scheibe am Horizont. Still und groß stand das Abendroth am Himmel, und der Vater drückte seine Erika an's Herz, streichelte ihr die braunen Locken und küßte sie auf den Mund, und es war Alles wieder gut. —

Auflösung der Räthsel Seite 188 des XIV. Bandes.

Räthsel von Friedrich Güll.

1. Feder, Messer, Federmesser. 2. Nägel und Nagel. 3. Mundstück, Grundstück.

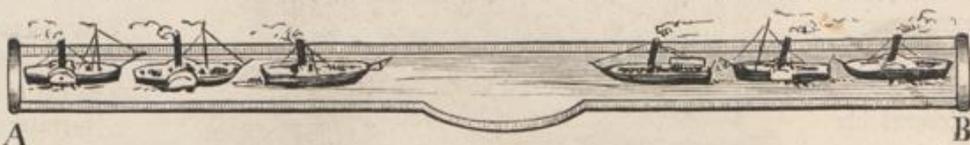


von Robert Löwike.

I.

Ein Kanal ist auf der einen Seite durch die Schleuse A, auf der andern durch die Schleuse B abgeschlossen. Eben sind durch die Schleuse A die drei Dampfer Vor-

rade groß genug, um bequem einen Dampfer aufzunehmen, jedoch für zwei zu klein. Vorwärts, Schiller und Neptun sollen nicht wieder durch die Schleuse A,



wärts, Schiller und Neptun hinein gefahren, und ihnen entgegen kommen durch die Schleuse B die drei Dampfer Donau, Jller und Jsar. Der Kanal ist so schmal, daß nicht zwei Dampfer aneinander vorbei fahren können. Aber es ist in der Mitte desselben eine Einbuchtung, ge-

und die drei andern nicht wieder durch die Schleuse B zurück, um nicht genöthigt zu sein, noch einmal Schleusen-geld zu bezahlen. Wie können nun mit Hülfe der Einbuchtung die drei ersteren Schiffe zu der Schleuse B, und die drei letzteren zu der Schleuse A gelangen?

II.

Eines Tages kamen auf einer Reise drei vornehme Araber mit ihren drei schwarzen Dienern an einen breiten Strom. Keine Brücke führte hinüber und nirgends war ein Fährmann zu sehen. Aber an dem diesseitigen Ufer lag ein kleines Boot, gerade groß genug, um zwei Personen zu fassen. Nun hatte in der vergangenen Nacht einer der Araber eine heimliche Unterredung der drei Schwarzen belauscht und gehört, wie diese beschlossen ihre Herren zu überfallen und zu ermorden. Da aber die Schwarzen wohl wußten, daß jeder von ihnen allein schwächer wäre als jeder einzelne der drei Herren, so hatten sie den Uebergang über den Fluß zur Ausführung ihrer That festgesetzt. Sie wollten nämlich den Ueberfall wagen, wenn auf dem einen oder dem andern Ufer mehr Diener als Herren wären, also zwei Diener und

ein Herr oder drei Diener und zwei Herren. Als nun am nächsten Morgen der Herr, welcher ein ungesehener Zeuge der Verschwörung gewesen war, den beiden andern Arabern mittheilte, was er gehört hatte, rief nach kurzem Besinnen einer von ihnen: „Beim Barte des Propheten! entbehren können wir unsre Schwarzen jetzt nicht. Aber ihr schändlicher Plan soll ihnen nicht gelingen; denn ich werde den Uebergang über den Fluß so einrichten, daß auf keinem der beiden Ufer mehr Diener als Herren sind.“

Der Araber hatte nicht mehr versprochen, als er halten konnte. Es gelang ihm wirklich, mit seinen Freunden über den Fluß zu kommen, ohne daß die Schwarzen Gelegenheit hatten, den geplanten Ueberfall auszuführen.

Wie wurde der Uebergang bewerkstelligt?

III.

In einer zahlreichen Geburtstagsgesellschaft fragte ich einmal verschiedene von den anwesenden kleinen Gästen, wie viel Geschwister jeder von ihnen habe.

„Drei Brüder und drei Schwestern habe ich,“ sagte Olga.

„Und ich,“ antwortete Alfred, „habe zwei Brüder und vier Schwestern.“

„Ich,“ sagte Emil, „habe einen Bruder und eine Schwester.“

Als ich mich nachher genauer erkundigte, erfuhr ich, daß Olga, Alfred und Emil zusammen mit allen ihren Geschwistern doch nur 10 Personen ausmachten. Wie ist das zu erklären?

Auflösung der Knackmandeln Seite 189 des XIV. Bandes.

- | | | | | | |
|-----------|--------------|---------------|-------------|------------|------------|
| X. Hagen. | XI. Lessing. | XII. Weber. | XIII. Here. | XIV. Hebe. | XV. Riobe. |
| XVI. Lea. | XVII. Ares. | XVIII. Klara. | XIX. Elba. | XX. Ober. | |